Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst

Herausgegeben von Dr. O. Pfister, Pfarrer, Zürich

unter Mitwirkung von:

Prof. Dr. Bovet, Genf
Prof. Dr. Claparède, Genf
Dr. med. E. Oberholzer, Zürich
Prof. Dr. Schneider, Riga

III.

DR. HERBERT SILBERER

×

DER ZUFALL UND DIE KOBOLDSTREICHE DES UNBEWUSSTEN



Ernst Bircher Verlag Bern-Leipzig

SILBERER, DER ZUFALL UND DIE
KOBOLDSTREICHE DES UNBEWUSSTEN

SCHRIFTEN ZUR SEELENKUNDE UND ERZIEHUNGSKUNST

herausgegeben von

Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich

in Gemeinschaft mit

Professor Dr. Pierre Bovet, am J.-J.-Rousseau-Institut in Genf · Professor Dr. Edouard Claparède in Genf · Dr. med. Emil Oberholzer in Zürich · Professor Dr. E. Schneider in Riga

Heft III



ERNST BIRCHER VERLAG IN BERN UND LEIPZIG

DER ZUFALL

UND DIE

KOBOLDSTREICHE DES UNBEWUSSTEN

VON

HERBERT SILBERER



ERNST BIRCHER VERLAG IN BERN UND LEIPZIG



Druck der Polygraphischen Gesellschaft Laupen-Bern

INHALT:

VORWORT.

Die vorliegende Sammlung verdankt ihre Entstehung der Absicht, gesicherte und fruchtbare Ergebnisse der modernen Forschung über das unbewusste Seelenleben dem Volke zugänglich zu machen. Was in gelehrten Werken, Büchern und Zeitschriften wissenschaftlich niedergelegt ist, soll in möglichst allgemein verständlicher Sprache in dieser Serie dargetan werden, wobei auch neue Erfahrungen und Erkenntnisse zur Mitteilung gelangen. Wir sind der Ansicht, dass nicht nur alle Geisteswissenschaften, sondern auch die verschiedensten Gebiete des täglichen Lebens der durch Sigmund Freud geschaffenen psychanalytischen Methode, die so viel bewundert und gepriesen, so viel aber auch verkannt und verläumdet wird, dringend bedürfen, um aus der herrschenden Not erlöst zu werden. Ohne eine Methode, die in die unbewussten Tiefen des schaffenden Geistes eindringt, können wir viele der tiefsten und wichtigsten Rätsel des Menschengeistes nicht lösen und stehen sowohl in der Erziehung, als in manchen entscheidenden Lebensproblemen, vor die der Erwachsene immer wieder gedrängt wird, rat- und hilflos da, während die Psychanalyse, allerdings nur die richtig verstandene und geübte Psychanalyse, uns ein weites Reich des Erkennens und Wirkens erschliesst.

Die Herausgeber dieser Schriften sind Männer der Wissenschaft und Praxis. Dr. Pierre Bovet ist ordentlicher Professor der Kinderpsychologie an der Universität Genf und

Leiter der Ecole J. J. Rousseau, bekanntlich einer Art Hochschule für pädagogische Methoden. Dr. Eduard Claparède hat sich als Kinderpsychologe in Frankreich und Deutschland einen angesehenen Namen gemacht; er wirkt gleichfalls als ordentlicher Professor an der Genfer Universität und steht als Arzt einer Poliklinik für Kinder vor. Dr. Ernst Schneider war Leiter des Oberseminars in Bern und lehrt heute Kinderpsychologie an der Universität Riga. In der Analyse Jugendlicher hat er sich eine reiche Erfahrung erworben. Dr. Emil Oberholzer wirkt als Arzt für Nerven- und Gemütskrankheiten in Zürich. Mich selbst brauche ich dem Leser nicht vorzustellen.

Möge aus unseren Schriften ein reicher Segen für das Volk innerhalb und ausserhalb unserer Landesgrenzen hervorgehen!

Zürich.

Dr. O. Pfister, Pfarrer.

I. WAS NENNEN WIR ZUFALL?

Wann sprechen wir vom Zufall? Fast nur dann, wenn er uns durch seine Leistungen auffällt; und das geschieht, wenn in ihnen eine Anordnung steckt, wie man sie etwa von der ordnenden Hand eines intelligenten Wesens gewohnt ist. Sie täuschen dann absichtsvolle Bildungen vor, und wir fühlen uns angesichts solcher Ergebnisse des blinden Ungefähr bewogen, den Zufall und sein launisches Spiel zu bewundern.

Ich lese vormittags in dem landwirtschaftlichen Beiblatt meiner Zeitung einen Aufsatz über Kaninchenzucht. Zu Mittag haben wir als Gemüse Spinat. Nachmittags besucht mich Herr Priestel. Mein Bruder, der täglich Volksbildungskursen beiwohnt, kommt zufrieden nach Hause, weil der Vortrag anregend gewesen. An diesen Ereignissen liegt nichts, was mich bestimmte, vom Zufall zu sprechen. Tags darauf jedoch lese ich einen Artikel über die Pflege des Kohls, zu Mittag haben wir als Gemüse Kohl, nachmittags besucht mich Herr Kohl, und bald darauf platzt mein Bruder, von seinem Vortrag kommend, heraus: «War das aber heute ein fader Kohl!» Soviel Kohl an einem Tag — welch ein neckisches Spiel des Zufalls! Und ähnliches würden wir vielleicht ausrufen, wenn wir eines schönen Tages auf einer Lotto-Tafel unter den gezogenen Nummern die Folge 1, 2, 3 finden würden, obgleich diese um nichts wunderbarer wäre als etwa die Folge 14, 58, 33, an der wir achtlos vorübergingen.

Von merkwürdigem Zufall sprächen wir auch, wenn wir in der Stadt bei vier Antiquaren hintereinander auf F. Th. Vischers (nur einmal erschienene, jetzt seltene) «Aesthetik» stiessen. Dagegen wundert uns weiter nicht das gleichzeitige Auftauchen einer neuen Dichtung von Gerhart Hauptmann in den Auslagen aller Buchhandlungen. Mit andern Worten das Selbstverständliche und doch Unumgängliche auszudrücken: jene Ordnung, die in dem Bild der Ereignisse uns entgegentritt, lässt uns nur dann an den Zufall denken, wenn wir für sie keine sie regierende Ursache kennen. Also in dem Fall gleichartiger Bücher oder anderer Waren in den Auslagen: eine erschienene Neuheit, die Mode, ein Fest, eine grosse Warensendung von auswärts.

Diese Feststellung ist schon aus dem Grunde nicht überflüssig, weil es auch innerhalb des Zufalls-Bereiches Umstände gibt, wo wir (wenn auch fälschlich) eine Ursache der Ordnung annehmen. Ich liess vorhin bemerken, dass man besonders geordnete Zahlenkombinationen im Lotto für unwahrscheinlicher zu halten geneigt ist als andere; warum setzen nun Lotterieschwestern auf Zahlenkombinationen, welche sich gerade durch eine besondere Ordnung auszeichnen, ja, sich ihnen eben durch diese einzigartige Beschaffenheit empfehlen? Denken wir, mir träumte vom Geburtstag meiner Frau (16. 9. 88), und ich wäre abergläubisch; dieses Zahlentrio ist für mich genau so auffällig wie 1, 2, 3 und doch würde ich darauf setzen. Warum? Weil der mathematische Begriff des Zufalls, weil alle Wahrscheinlichkeitsrechnung da endet, weil in meinem Glauben vielmehr der Zufall über sich hinauswächst, blinder Zufall zu sein aufhört und man ein Gewebe absichtsvoll gelenkter Geschehnisse vermutet; der Lotto-Fall wird zu einem jener Auslagen-Fälle mit gemeinsamer Verursachung; nur dass die

Ursache dort von alltäglicher Klarheit war, hier jedoch geheimnisvoll ist und — nach abergläubischer Meinung — allenfalls in Momenten glücklicher Divination geahnt, wenn auch nicht in ihrem Wesen erkannt werden kann. Manch einer wird dann dem Zufall auch andere Namen geben wie «Bestimmung» u. dgl., es werden auch unberechtigte Begriffsverwechslungen unterlaufen — später soll darüber mehr zur Sprache kommen.

Um das Bisherige zusammenzufassen: wir werden auf den Zufall gewöhnlich erst aufmerksam, wenn uns die Ereignisse in irgend einer besonderen Ordnung überraschen — so als habe Absicht sie gelenkt—ohne dass wir eine Ursache für diese Ordnung finden, dergestalt, dass uns der Zufall selbst als ein absichtsvolles Etwas entgegentritt, als ein Tausendsassa voller Launen. Wir erliegen eben gar leicht der allgemein menschlichen Eigenschaft, in alles mögliche unser eigenes Denken und Fühlen zu verlegen. Etwas sehr Bezeichnendes erzählte mir ein Afrikaforscher: Er bemühte sich umsonst, den Schwarzen, die das Ticken seiner Uhr neugierig machte, einen Begriff von der Federkraft zu vermitteln; sie gaben sich erst zufrieden, als er ihnen erklärte, in dem Gehäuse sei der Geist seines Grossvaters eingeschlossen. Und ebenso bezeichnend ist es, dass wir des Zufalls gewöhnlich nur gedenken, um ihn mit einem Geiste zu begaben, mit irgendwelchen menschlichen Eigenschaften auszustatten und von ihm als dem launischen, dem neckischen, dem boshaften, dem witzigen, dem teuflischen, dem freundlichen zu sprechen.

Nicht Ueberlegung, sondern das Gefühl lässt uns so empfinden. Das Sonderbarste ist nun, dass an diesem Gefühl etwas Richtiges ist. Der Zufall ist wirklich oft absichtsvoll, in freundlicher und feindlicher Richtung; in dem Zufall steckt wirklich oft ein Geist, aber dieser Geist ist unser ei-

gener, indem wir nämlich in dem angeblichen «Zufall» selber mitspielen, nur ohne es zu wissen, genau so wie die Teilnehmer einer spiritistischen Sitzung an den Bewegungen des Tischchens oft mitwirken, ohne eine Ahnung davon zu haben. Freilich ist der «Zufall», an dem wir selbst mittätig sind, kein reiner Zufall mehr, sondern gleichsam ein gefälschter Zufall, ein Scheinzufall.

Ich muss, bevor ich meine Leser auf das erstaunlich weite Feld der beseelten Zufälle führe, noch dem Fehlschuss begegnen, es gebe überhaupt keinen Zufall. Diese Ansicht hat etwas Bestechendes; leitet sie sich doch von dem untadeligen Satze her, dass alles, was geschieht, durch Ursachen bestimmt sei. In der Tat ist auch absoluter Zufall ein Unding. Doch gibt es einen relativen Zufall, und auf den kommt es an. Ich gehe um 10 Uhr 5 Minuten an einem Hause vorbei, mich trifft der berühmte vom Dach dieses Hauses fallende Ziegel und schlägt mich tot — bitte, ich meine nur zum Beispiel. Dass der Ziegel um diese Zeit herabfällt, ist kein Zufall, denn Wetterunbilden haben den Ziegel so weit gelockert, dass der soeben über das Dach fegende Luftwirbel ihm den Rest geben musste. Dass ich punkt 10 Uhr 5 vorüberkomme, ist auch kein Zufall, denn ich soll um Viertel Elf in einem Amte sein, zu dem der nächste Weg mich dort vorbeiführt. Vorher beschäftigt, bin ich knapp vor Zehn auf die Gasse getreten, so dass ich keinen Umweg wählen darf. Bei meiner Geschwindigkeit des Ganges, der durch den Einwurf eines Briefes in ein Postkastel um acht Sekunden verzögert wird, muss ich genau 10 Uhr 5 an der kritischen Stelle sein. Also weder der Fall des Ziegels noch meine Gegenwart bei jenem Hause sind zufällig, denn beide sind bis ins Kleinste durch Ursachen begründet. Aber das Zusammentreffen beider Ereignisse ist

Zufall, denn so gut sie jedes für sich verursacht sind, so verursachen sie doch einander nicht, ja hängen überhaupt nicht ursächlich zusammen. Da haben wir also den Zufall, um den sich's dreht: den relativen Zufall.

Und was ist es nun mit dem beseelten Scheinzufall, der uns eigentlich beschäftigen soll? Er kann auf zweierlei Weise zustande kommen:

e r s t e n s so, dass wir an den Ereignissen unbewusst mittätig sind; hier bewirken wir also die Ordnung des G e - s c h e h e n s ;

z w e i t e n s so, dass wir Ereignisse, die sich in Wahrheit nur zufällig zusammenfinden, so auffassen, so deuten und drehen, dass wir ihr Bild verfälschen; hier verändern wir also das B i l d der Ereignisse, nicht diese selbst; wir schauen in das Bild etwas hinein, was nicht darin ist, wie wir etwa in verschwommene Rauchschwaden das Bild eines jüngst verstorbenen lieben Freundes hineinsehen.

Die Grenze zwischen den beiden Möglichkeiten ist nicht starr; es gibt Uebergänge; und es gibt auch zusammengesetzte Fälle, in denen beide Arten der Beeinflussung zugleich auftreten.

II. DER BEEINFLUSSTE ZUFALL.

a) Die Ordnung wird hineingewirkt.

Dieser Abschnitt beschäftigt sich, wie sein Titel anzeigt, mit der ersten der soeben beschriebenen Arten der Beseelung des Zufalls. Ich brauche wohl nicht zu betonen, dass die erläuternden Beispiele durchwegs echte Beobachtungen sind.

1. Beispiel. Freund Paul ist verlobt und trägt einen Verlobungsring. Seit kurzem scheint über diesem ein Unstern zu walten. Paul besucht mich und erzählt, vorgestern habe er den Ring mit dem Handschuh abgestreift und beinahe verloren, und soeben habe er im Tramwagen offenbar damit gespielt und ihn fallen lassen, doch ganz unbewusst; plötzlich habe nämlich sein Gegenüber sich gebückt, um etwas aufzuheben, und habe ihm zu seiner Verblüffung den Ring gereicht. Paul verlässt mich, und nun finde ich den Ring, den er abgezogen hatte, um ihn mir zu zeigen, auf meinem Tische. Sollte das alles nur so zufällig passiert, sollte nicht eher Paul ein Mitspieler dieses «Zufalls» sein? Wie, wenn eine uneingestandene Regung in ihm dieses Ringes oder richtiger der zarten Bande, die er bedeutet, ledig zu sein wünschte? — Bald darauf ist die Verlobung aufgelöst.

2. Beispiel. Dr. J. Staercke wird von seinem Bruder ersucht, ihm aus einer Sammlung wissenschaftlicher Photographien einige zu einem Vortrag zu leihen. Er verspricht, Laternbilder davon anzufertigen und sie dem Bruder zu senden. Dem stellen sich nun alle möglichen Kobold-

streiche entgegen: zuerst findet Staercke die Negative nicht, obwohl sie sich gerade in der obersten Schachtel befinden; dann zerbricht er eines der glücklich hergestellten Diapositive beim Putzen; kaum hat er ein zweites verfertigt, fällt es ihm aus der Hand und wird vor dem Zerbrechen nur bewahrt, indem Staercke rasch den Fuss vorstreckt; beim Zurichten fällt ihm noch einmal — glücklicherweise ohne Schaden — der ganze Stapel Platten um; und schliesslich vergeht ein Tag um den andern vor der Absendung, weil er immer wieder darauf vergisst. Aber Dr. Staercke ist ein Seelenkenner und weiss, welcher Kobold ihm diese Streiche spielt: es ist der eigene Wille, oder sagen wir «Widerwille»; er gesteht sich ein, dass er die mühsam gesammelten Bilder eigentlich lieber selbst zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit gebracht hätte. — Bisweilen bricht die Entdeckung des verborgenen Spielleiters den Bann der Behexung; und wirklich fand Staercke die gesuchten Negative erst, als er sich obiges Selbstgeständnis gemacht hatte!

3. Beispiel. Ein Gegenstück zu dem ersten; diesmal kommt es wirklich zum Verlieren, zu einem Verlieren, das eigentlich ein Wegwerfen ist. Einem Mädchen, das ein bisschen zum Aberglauben neigt, kauft ein Verehrer am Jahrestage der Bekanntschaft eine Rose und überreicht sie ihr in Papier gewickelt. Sie löst die Blume in ihrem oberen Teil aus der Hülle, so dass sie nur unten von dem Papier gehalten wird. Nach einigen Minuten bemerkt das Mädchen, dass sie das leere Papier in der Hand hält. «So, jetzt habe ich die Rose verloren», sagt sie, gibt sich aber nicht einmal die Mühe, sich umzublicken. Dann meint sie plötzlich, der Vorfall müsse «etwas bedeuten»; nach einer Weile: «Wahrscheinlich hast du mir die Rose nicht vergönnt. Natürlich, ich habe dich gestern um Blumen gebeten.... Heute hast

du mir wohl nur wegen des gestrigen Versprechens und nur ungern die Rose geschenkt .... Es bedeutet, dass du mich nicht mehr liebst.» Die Wahrheit ist die, dass das Mädchen selbst die Rose nicht mag, wenn sie es auch nicht ohne weiteres sich und ihm eingesteht. Später gibt freilich das Mädchen zu, dass sie die Rose nicht schön gefunden und sich gedacht hat, der Mann hätte eine schönere aussuchen können. Sie schätzte also das Geschenk nicht und war um so mehr enttäuscht, als sie, wie sich ferner herausstellte, eigentlich einen Schmuckgegenstand erwartet hatte. Schon dies erklärt den unabsichtlichen Verlust der Rose. Noch mehr verstehen wir aber, wenn wir erfahren, dass jene Gefühlserkaltung, die das Mädchen dem Verehrer vorwirft («du liebst mich nicht mehr») sich just in ihr selbst vollzieht. Der tiefste Sinn im Verlieren der Rose ist also der, welchen Dr. O. Rank, diesen Fall berichtend, in die Sprache des bewussten Ich so übersetzt: «Ich liebe dich nicht mehr, ich brauche deine Rose nicht!»

4. Beispiel. Prof. Dr. S. Freud, dessen grundlegenden Studien «Zur Psychopathologie des Alltagslebens» ich die besten Anregungen und so manches klassische Beispiel verdanke, erzählt, wie eine «zufällige Ungeschicklichkeit» ihn von einem missliebig gewordenen Gegenstand befreite. Er hat auf seinem Schreibtisch, umgeben von einem Kranz heikler, wertvoller Figürchen, ein etwas minderes Tintenfass stehen. Eines Tages macht ihn seine Schwester darauf aufmerksam, dass dieses Tintenfass nicht in die Umgebung passe; er solle ein schöneres bekommen. Bald darauf setzt er sich zum Schreiben und macht unversehens mit der Hand eine so ausfahrende Bewegung, dass der Deckel des Tintenfasses zu Boden fliegt und zerschellt. Die ungeschickte Bewegung war eigentlich höchste Geschicklichkeit, da bei der

Hinrichtung des verurteilten Tintenfasses die ringsherum stehenden Figürchen wundersam verschont blieben. — Das Unbewusste weiss oft besser zu lenken als wir es bewusst vermöchten.

5. Beispiel. Ich befand mich in Ischl und dachte mit Missvergnügen daran, dass ich nun den angenehmen Aufenthalt abbrechen sollte, weil ich einen lästigen Besuch in Aussee versprochen hatte. Wie fädelt es der findige «Zufall» ein, um mich richtig noch zwei Tage in Ischl festzuhalten? Auf einmal ist mein Ring, ein wertvolles Stück, verschwunden; ich kann unmöglich fort, ohne nachzuforschen. Diebstahl? Verlust? Ich mache eine Anzeige, schreibe eine Belohnung aus, setze alles in Bewegung — zwei Tage später finde ich den Ring friedlich unter einem der hohlen Leuchter meines Zimmers ruhen; aus den Umständen ergibt sich, dass meine eigene Hand den Streich gespielt hat — einfacher und unauffälliger wäre es nicht denkbar gewesen. Und dass die Begebenheit wirklich den erwähnten Sinn hatte, wird dadurch erhärtet, dass jener Ring eine gewisse Beziehung zu der Person in Aussee hatte.

6. Beispiel. Prof. Dr. E. Jones hat die Beobachtung gemacht, dass er jedesmal, wenn er zuviel geraucht hat und sich deshalb unwohl fühlt, die Pfeife verlegt. Eine unbewusste Kontrolle wacht also über seine Gesundheit und sucht ihm den Schädling wie zufällig zu entziehen.

Wie uns unsere Gebrauchsgegenstände narren können, hat meisterlich F. Th. Vischer in seinem Roman «Auch Einer» geschildert, und man spricht mit ihm gerne von der «Tücke des Objekts». Wir sehen nun, dass diese Tücke zum grossen Teil unsere eigene Veranstaltung ist, und dass sie es mitunter recht gut mit uns meint.

7. Beispiel. Ein Fall, der in seinen Motiven an

Nr. 2 erinnert und durch seine Aufdeckung merkwürdig ist. Martha hat auf Veranlassung ihrer Mama ein Lesezeichen für die Tante gestickt; ungern, denn sie mag die Tante nicht. Nun soll es der zum Geburtstag geschickt werden. Martha bereitet es abends vor, am nächsten Morgen ist es nicht mehr zu finden. Tagsüber sucht Martha eifrig, aber erfolglos; sie erinnert sich, an dem kritischen Abend Albums durchgeblättert zu haben, und sieht nach, ob das Lesezeichen nicht da hineingeraten: umsonst! Da träumt nachts darauf Marthas Schwester Rose, dass Martha das Lesezeichen unter den Deckel eines Albums gelegt habe. Man sieht nach, und es stimmt. Die unbewusste Verhinderung des Absendens — erst durch das Verlegen, dann durch das Ueberschlagen — brauche ich nicht erst zu erläutern. Der Traum aber ist ebensowenig Zufall als Hellsehen: Rose war dabei gewesen, wie Martha in den Albums blätterte, und zwar ohne ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten; so kam es, dass ihr die Bewegungen der Schwester zwar nicht entgingen, aber nicht zur bewussten Wahrnehmung wurden; man sagt in wissenschaftlicher Ausdrucksweise: sie hat diese Bewegungen zwar perzipiert, aber nicht apperzipiert. Erst der Traum, der aus dem Unbewussten schöpft, brachte die dunkle Perzeption zum Leben, angeregt jedenfalls durch das Suchen am Tag vorher, über das viel gesprochen wurde. — Wir wollen uns den Fall gut einprägen, denn wir haben in ihm den Schlüssel für spätere Beobachtungen.

8. Beispiel. Auch der unliebsame «Zufall» des Verwechselns von Briefen kann einer geheimen Absicht entspringen. Ich weiss von einem Fall, wo ein Mann zwei Liebesbriefe beim Absenden verwechselte — seinem Wunsch entsprechend, die zwei Damen seines geteilten Herzens auf einander eifersüchtig zu machen; bewussterweise hätte er

sich doch nicht getraut, den Wunsch so in Szene zu setzen.

Das Unbewusste tritt eben manchmal als enfant terrible auf, wie in den folgenden drei Beispielen:

9. Beispiel. Dr. W. Stekel berichtet: «Ich trete in ein Haus ein und reiche der Dame des Hauses meine Rechte. Merkwürdigerweise löse ich dabei die Schleife, die ihr loses Morgenkleid zusammenhält. Ich bin mir keiner unehrbaren Absicht bewusst, und doch habe ich diese ungeschickte Bewegung mit der Geschicklichkeit eines Eskamoteurs vollbracht.»

10. Beispiel. Herr Franz, dessen Neigung zwischen Tilly und Erna, den Töchtern des Hauses B., schwankt, telephoniert dorthin; er muss lange auf die Verbindung warten und blickt gedankenlos vor sich auf die Inschrift «ABLAEUTEN» des Telephons, wobei sein Blick gerade auf die Buchstaben T und E fällt. Endlich meldet sich die Gesellschafterin des Hauses B., die Herrn Franz wohlgesinnt ist, und fragt ihn, was er mache. Er antwortet launig: «Nun, wenn Sie's genau wissen wollen, ich schwanke soeben zwischen einem T und einem E hin und her.» «Ei», war die Antwort der Dame, «dacht' ich mir's doch!» «Wie meinen Sie das?», fragte Franz erstaunt. «Nun, ich verstehe Sie recht wohl — T und E sind Tilly und Erna.» Der in solchen Dingen unfehlbare weibliche Instinkt hatte in Franz besser gelesen als er selbst....

11. Beispiel. Eine Dame hat den Abend mit ihrem Manne und zwei anderen Herren im Freien zugebracht. Einer dieser beiden ist ihr intimer Freund, wovon aber die anderen nichts wissen und nichts wissen dürfen. Die Freunde begleiten das Ehepaar bis vor die Haustür. Während man auf das Oeffnen wartet, wird Abschied genommen. Die Dame verneigt sich gegen den Fremden, reicht ihm die Hand

und spricht einige verbindliche Worte. Dann greift sie nach dem Arm ihres heimlich Geliebten, wendet sich zu ihrem Manne und will ihn in gleicher Weise verabschieden. Der geht ahnungslos-scherzhaft auf die Situation ein, zieht den Hut und sagt überhöflich: «Küss' die Hand, gnädige Frau!» Die Erschrockene lässt den Arm des Geliebten fahren und hat noch Zeit, ehe der Hausmeister erscheint, den rettenden Scherzton fortzusetzen und zu seufzen: «Nein, so etwas soll einem passieren!»

Dieses Beispiel F r e u d s gehört in jene Gattung, wo die scheinbar zufällige Handlung oder Geste einen geheimen Gedanken mimisch zum Ausdruck bringt. Solche symbolische Aussprachen liegen auch in den nächstfolgenden Fällen.

12. B e i s p i e l. Nach einer Diskussion, die ich für anregend, aber nichts weiter hielt, verabschiedet sich Herr B. von mir und lässt dabei einen Handschuh fallen. Tags darauf erhalte ich einen heftigen Brief von ihm, und überhaupt entwickelt sich, gegen meine Erwartung, ein nachhaltiger Streit. Jetzt verstehe ich das Verlieren des Handschuhs: er hat mir den Fehdehandschuh hingeworfen!

13. B e i s p i e l. Ein Bekannter schreibt: «Ich sollte zwischen zwei in Zwist geratenen Kaufleuten schlichten. Der eine wird im Gespräch sehr lebhaft, beugt sich auffallend über meinen Tisch und lässt aus der Nase einen Tropfen auf ein Blatt fallen. Es war — der Brief des Gegners. Der Herr, der sonst feine Manieren äussert, stammelt verdutzt seine Entschuldigung.»

14. B e i s p i e l. Dr. B. D a t t n e r berichtet: «Ich sitze mit einem Kollegen von der Philosophie im Restaurant beim Mittagessen. Er erzählt von den Unbilden der Probekandidatur, erwähnt nebenbei, dass er vor der Beendigung seiner Studien bei dem Gesandten resp. dem bevollmächtigten

Minister von Chile als Sekretär untergekommen war. Dann wurde aber der Minister versetzt, und dem neu antretenden habe ich mich nicht vorgestellt. Und während er diesen letzten Satz ausspricht, führt er ein Stück Torte zum Munde, lässt es aber, wie aus Ungeschicklichkeit, vom Messer herabfallen. Ich erfasse sofort den geheimen Sinn dieser Symptomhandlung und sage wie von ungefähr: ‚Da haben Sie aber einen fetten Bissen fallen lassen.' Er merkt nicht, dass sich meine Worte ebensogut auf seine Symptomhandlung beziehen können, und wiederholt mit einer sonderbar anmutenden Lebhaftigkeit so, als hätte ich ihm förmlich das Wort aus dem Munde genommen: ‚Ja, das war wirklich ein fetter Bissen, den ich fallen gelassen habe,' und erleichtert sich dann durch eine erschöpfende Darstellung seiner Ungeschicklichkeit, die ihn um diese gut bezahlte Stelle gebracht hat.»

15. Beispiel. Dr. A. Maeder nennt einen Fall, der gewiss schon jedem passiert sei: vor der Tür eines besonders lieben Freundes den Schlüsselbund herauszuziehen, wie um sie zu öffnen, als wäre sie die eigene — ein Beweis, dass man sich bei diesem Freund zu Hause fühlt oder doch fühlen möchte.

16. Beispiel. Ein Mann, der öfters an tiefen Verstimmungen leidet, findet regelmässig am Morgen seine Uhr abgelaufen, wenn ihm am Abend vorher das Leben gar zu unfreundlich erschienen ist. Freud berichtet zwei ganz ähnliche Fälle.

Das Unbewusste kann ebensogut der moralischere Teil unseres Ich als der unmoralischere sein; als skrupellosere Tendez finden wir es deutlich in Nr. 8, 9, 11 am Werke, sowie im:

17. Beispiel. Der Techniker X. und mehrere seiner Kollegen arbeiten an einer Reihe von Elastizitätsversuchen,

einer freiwillig übernommenen Aufgabe, die sich nachträglich als unangenehm zeitraubend entpuppt. Eines Tages sagt Kollege F. zu X. auf dem Weg ins Laboratorium, heute tue es ihm besonders leid um die Zeit, denn er hätte zu Hause dringend zu tun. Scherzend erwidert X.: «Hoffentlich versagt die Maschine, wie neulich, so dass wir bald nach Hause können.» Bei dem Experiment hat F. ein Ventil zu bedienen. In dem entscheidenden Augenblick irrt er sich, dreht links statt rechts, eine Rohrleitung platzt infolge des entstehenden Ueberdruckes, und die Maschinerie ist für heute ausser Gebrauch gesetzt. Versteht sich, dass F. die «Sabotage» ganz ohne bewusste Absicht bewerkstelligt hat. Als X. und F. später den Vorfall besprechen, kann sich F. der vorher gemachten Aeusserung nicht mehr entsinnen: sein bewusstes Ich sträubt sich also gegen jede Erinnerung an den so harmlos aufgetretenen kritischen Wunsch; es rächt sich dafür, dass es davon überrumpelt worden ist!

Die moralische Seite vertritt das Unbewusste etwa in dem Falle Nr. 6; oder gar in den «Zufällen», welche in Strindbergs Leben so gewaltig dreinreden. Ich werde später Anlass haben, mich mit ihm näher zu befassen; einstweilen sei aus seinem «Inferno» mitgeteilt:

18. Beispiel. Strindberg macht sich Vorwürfe, weil er Weib und Kind verlassen. Nun lernt er eine reizende Engländerin kennen, die ihn bezaubert und an seine Frau erinnert; er nennt sie eine «Luxusausgabe» seiner Frau. Ein befreundeter Künstler ladet, Strindberg zu Gefallen, die Dame zu seinen Donnerstag-Soireen ein. Nun lasse ich dem Dichter das Wort: «Ich gehe hin, halte mich aber abseits, weil ich nur widerwillig einem Publikum, das sich über einen lustig macht, meine Gefühle zeige. Gegen elf Uhr erhebt sich die Dame und gibt mir ein Zeichen geheimen

Einverständnisses. Ziemlich linkisch stehe ich auf, verabschiede mich, biete dem jungen Weibe meine Begleitung an und führe sie hinaus, während die schamlosen jungen Leute lachen.» Und er macht sich weiterhin durch Ungeschicklichkeit auch vor der Dame unmöglich. Man sieht: die bewusste Absicht war eine Annäherung an die reizende Engländerin gewesen; aus der Tiefe eines schmerzenden Gewissens aber kamen die Verhinderungen in der Gestalt von Ungeschicklichkeiten, welche die äusseren Zufälligkeiten (über die ich hinweggehe) vortrefflich zu ihrem Zwecke ausnützten. Strindberg ist hellsichtig genug, um den Zusammenhang zu erkennen und schreibt: «. . . . . Ein Bettler, der die Verpflichtungen gegen seine Familie nicht erfüllt, hatte ich eine Verbindung knüpfen wollen, die ein anständiges Mädchen blossstellen musste. Das war ganz einfach ein Verbrechen, und ich legte mir die regelrechte Busse auf.»

Die moralisierende Gewalt des Unbewussten kann noch viel heftiger auftreten; sie kann durch scheinbaren Zufall die empfindlichsten Strafen erteilen — an Leib und Leben. So mancher Unfall ist ein verkappter Selbstmordversuch oder wenigstens eine Züchtigung; so mancher Verlust ist als Sühnhandlung zu verstehen. Ja, F r e u d macht wahrscheinlich, dass manches Verlieren oder Zerschlagen eines geliebten Gegenstandes als ein Opfer aufzufassen ist, welches unser Unbewusstes den Schicksalsmächten bringen will: das Unbewusste denkt nicht aufgeklärt, sondern folgt urtümlichen Anschauungen, die wir bewusst als Aberglauben verwerfen.

Ganz merkwürdige Beobachtungen kann man an dem Gekritzel machen, welches entsteht, wenn man, in Gedanken anderweitig beschäftigt, planlos mit einem Bleistift spielt. Manchmal bilden sich stereotype Figuren, die wenig sagen; aber mitunter spricht sich in den Zeichnungen so manches aus.

19. B e i s p i e l. Ich gebe einer Dame einen Bleistift in die Hand und verwickle sie in ein Gespräch. Neben allerlei Linien zeichnet der Bleistift die Zahl 48. Darüber befragt, ist die Dame sehr erstaunt, diese Zahl vor sich zu sehen; sie kennt sie gar wohl als Chiffre einer geheimen Korrespondenz, die sie führt.

20. B e i s p i e l. Ein junger Mann zeichnet, rein aus Spielerei, eine Spirale. Er teilt das sich entwickelnde Schneckengewinde in Felder (ohne sie zu zählen) und schattiert diese. Schliesslich zeigt es sich, dass es genau 18 Abschnitte sind, der Zahl seiner Jahre entsprechend. Ihn beschäftigt stark seine Zukunft; er will sich gross entfalten, und nur aus eigener Kraft: die immer weiter werdende Spirale ist ein Bild davon, wie aus dem Zentrum des Ichs die Entwicklung ins Unendliche sich ausbreitet; auch ist das achtzehnte Feld schon im Begriff die Ränder des Papiers zu sprengen, gerade so wie er über seinen bisherigen Rahmen hinaus will. Ich teile ihm meine Entdeckung mit, und er kann nicht anders als ihre Richtigkeit bestätigen.

Auch in künstlerische Darstellungen fliesst, wenn sie vorwaltend der Phantasie des Schaffenden entspringen, vieles von seiner intimsten Persönlichkeit ein, ohne dass er es weiss; und wer die geheimen Zeichen zu lesen versteht, vermag damit den Künstler, der der Meinung war, die oder jene Einzelheit sei ihm nur zufällige Laune gewesen, höchlich zu überraschen. S t e k e l und besonders P f i s t e r haben in dieser Richtung erstaunliche Beobachtungen gemacht. Man lese Pfisters Aufsatz «Die Entstehung der künstlerischen Inspiration» (Imago, II, S. 481 ff), sowie seinen «Neuen Zugang zum alten Evangelium».

An die Beispiele, welche einem Gefühl mimischen Ausdruck verschaffen, erinnert in gewissem Sinne:

21. B e i s p i e l. Herr Rudolf hat ein Rendez-vous mit einem Mädchen; sie hat ihn zu dem Brunnen vor der P.-Kirche bestellt. Er will sich mit ihr nicht allzu nah einlassen. Er verfehlt das Rendez-vous in einer Weise, die zugleich seine Absicht bildlich ausdrückt und verwirklicht: er übersieht, als wäre er blind, den grossen Brunnen vor der Kirche und wartet bei einem etwa 150 Schritt entfernten kleineren Brunnen; mit Erfolg vergeblich, denn sie musste von der anderen Seite kommen.

22. B e i s p i e l. Es gibt unzählige Menschen, namentlich nervöse, die sich ihre scheinbar zufälligen Missgeschicke, namentlich ihre Misserfolge beim anderen Geschlechte, höchst künstlich selber arrangieren — natürlich ohne eine Ahnung davon zu haben. Der seelische Mechanismus ist der gleiche wie in Beispiel 21: ein inneres Hemmnis wird in ein äusseres verwandelt.

23. B e i s p i e l. Wiederholt ist mir dies passiert: Ich soll jemand besuchen, um ihm Schriftstücke zu bringen. Ich mache mich auf den Weg, lasse aber die Schriften zu Hause liegen und bemerke das Vergessen erst, als es zu spät ist um zurückzugehen. Ich muss den lästigen Besuch aufgeben und bin — dank dem «Zufall» — gezwungen, die Sache per Post zu erledigen.

24. B e i s p i e l. Das Pendant dazu ist das häufige Vergessen von Gegenständen bei Personen, die einem lieb sind: Vorwände, um bald wieder hinzugehen.

Ein anderes Vergessen wieder ist ein Unterdrücken peinlicher Erinnerungen oder Gedanken. Ich weise in diesem Zusammenhang auf N i e t z s c h e s Worte hin: «Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz, und bleibt unerbittlich. Endlich — gibt das Gedächtnis nach.» (Jens. v. Gut u. Böse, II.

Hauptst., 68.) Und auf Freuds Begriff der Verdrängung.

25. Beispiel. Ich hatte eine Zeit, wo mir der Name Correggio, obwohl so vertraut, nie einfallen wollte. Warum? Weil ich nicht an die so lästige Tätigkeit des Korrigierens von Bürstenabzügen, die mich damals plagte, erinnert werden wollte.

26. Beispiel. Aehnlich erging es mir lange mit Paolo Veronese. In die Schöpfungen dieses Meisters ganz verliebt, fand ich mich in dem idealen Genusse durch den Anklang an Veroneser Salami ebenso gestört wie bei Shakespeares «Die beiden Veroneser». Ich musste um die Namen förmlich kämpfen, um sie von der Besudelung durch die (ihrerseits allerdings vortreffliche) Wurst zu befreien. Erst als dieser Kampf ausgefochten war, wich auch die Verhexung von Paolo Veronese, und der Name steht mir seither immer zu Gebote.

27. Beispiel. Dr. C. G. Jung teilt mit: Ein Herr will das Gedicht vortragen: «Ein Fichtenbaum steht einsam ....» In der Zeile: «Ihn schläfert ....» bleibt er rettungslos stecken, er hat «mit weisser Decke» total vergessen. Das Vergessen eines so bekannten Verses fiel Jung auf, und er forderte den Herrn auf, ihm mitzuteilen, was ihm zu den Worten «mit weisser Decke» für Einfälle kämen. Es entstand folgende Reihe: «Man denkt bei weisser Decke an ein Totentuch — ein Leintuch, mit dem man einen Toten zudeckt — (Pause) — jetzt fällt mir ein naher Freund ein — sein Bruder ist jüngst plötzlich gestorben — er soll an einem Herzschlag gestorben sein — er war eben auch sehr korpulent — mein Freund ist auch korpulent, und ich habe schon gedacht, es könnte ihm auch so gehen — er gibt sich wahrscheinlich zu wenig Bewegung — als ich von dem Todesfall hörte, ist mir plötzlich angst geworden, es

könnte m i r a u c h so gehen, da wir in unserer Familie sowieso Neigung zur Fettsucht haben, und a u c h mein Grossvater an Herzschlag gestorben ist; ich finde m i c h a u c h zu korpulent und habe deshalb eine Entfettungskur begonnen.» Der Mann hat sich also, wie Jung bemerkt, unbewusst sofort mit dem Fichtenbaum, der von dem weissen Leichentuch umhüllt ist, identifiziert und will an die bösen Aussichten nicht gemahnt werden.

28. B e i s p i e l. Von dem gleichen Autor: «Herr Y. verliebte sich erfolglos in eine Dame, welche bald darauf Herrn X. heiratete. Obgleich nun Herr Y. den Herrn X. schon seit geraumer Zeit kennt und sogar in geschäftlichen Verbindungen mit ihm steht, vergisst er immer wieder dessen Namen, so dass er sich mehreremal bei andern Leuten darnach erkundigen musste, als er mit Herrn X. korrespondieren wollte.» Der Name war ihm, d. h. seinem geheimen Wunsch-Ich, missliebig geworden.

29. B e i s p i e l. Von Dr. T. erzählt: In einem mir durch wiederholten Aufenthalt wohlbekannten Städtchen gehe ich mit einem Freunde durch eine Gasse, die ihn anheimelt. Ich sage, besonders heimlich sei das Haus da drüben, der ....-Hof ...., ich will ihn nennen, kann es aber nicht. Ich denke daran, dass das Haus den gleichen Namen trägt wie die Gasse, aber das hilft mir nicht weiter. Wohl fällt mir ein «Leopoldsgasse», «Leopoldshof», aber ich weiss sogleich, das ist nicht das Richtige. Aergerlich nähere ich mich der Strassentafel und lese: Katharinengasse. Woher die Ablehnung des Namens Katharina? Sofort ist mir klar, dass sie darauf zurückgeht, dass mir «Katharina» als Ruf aus dem Munde eines mir widerwärtigen Menschen im Ohre ist, eines Menschen, der, ein Dienstmädchen in dieser Weise rufend (statt Kathi, wie alle andern

taten), mich kurz vorher durch seine aufdringliche Stimme oft störte. Und Leopold? Nun, das war doch der Gemahl der grossen Katharina von Russland ... halt, das ist ja Unsinn! Ihr Gemahl hiess .... hiess .... Peter! Also ein neuer Irrtum. Um seinen Ursachen nachzugehen, und fest überzeugt, dass Vergessen und Einfall nichts Zufälliges sind, prüfe ich nun weiter, was mir dazu einfällt: Das Theaterstück «Mein Leopold», ein Diener namens Leopold und der «Geist» Leopold des Mediums Hélène Smith in Flournoys Buch «Des Indes à la Planète Mars». «Mein Leopold» ergibt einen obszönen Sinn. (Obgleich er mit dem Uebrigen in einer gewissen Weise zusammenhängt, würde uns seine Erörterung zu weit führen.) Der Diener Leopold: der Name einer in dem gleichen Hause dienenden Person, ganz passend als Ersatz der anderen Dienenden: Kathi. Der «Geist» (d. i. die Personifikation) «Leopold», der durch das Medium Smith spricht, ist angeblich der des berühmten Wundermannes Cagliostro. Der Einfall geht nun darauf zurück, dass ich mir, wenn jener unangenehme Mensch sein «Katharina» brüllte und mich bei meiner Arbeit störte, oft dachte, wenn ich so zaubern könnte wie weiland Cagliostro, liesse ich auch nicht das kleinste Geräusch meine heilige Stille brechen. Die Beziehungen gehen eigentlich tiefer, doch müsste zur Erläuterung davon allzuvieles aufgerollt werden. Wir wissen bisher, warum mein Unbewusstes Katharina unterdrückt und mir Leopold geschickt hat. Beides, um die widerwärtige Stimme zum Schweigen zu bringen. Und Peter? Ganz einfach! So heisst der auch keineswegs angenehme Bruder des Katharina-Rufers, an den ich nicht erinnert werden will.»

30. Beispiel. Ich kam in einer öffentlichen Funktion mehrmals mit einem liebenswürdigen Manne namens Hol-

litzer zusammen. Er war mir sehr sympathisch, und ich suchte nach Ablauf jener Funktion mit ihm in Verkehr zu bleiben. Er schien zwar sehr einverstanden, war aber jedesmal verhindert, wenn ich ein Zusammentreffen vorschlug, so dass ich meine Bemühungen schliesslich aufgab. Ich rächte mich neulich für sein Verhalten, indem ich — seinen Namen nimmer wusste, als ich ihn jemand nennen wollte. Statt dessen fiel mir Botstiber ein, ein Name, der mir nichts sagt, der mir mit anderen Worten total gleichgiltig ist. Der Sinn des Vergessens wie des Ersatzes ist also hier: siehst du wohl, mein lieber Hollitzer, ich komme auch ohne dich aus; du bist mir ebenso Luft wie Herr Botstiber, den ich gar nicht kenne!

Nun muss ich hierzu bemerken: ich habe die (von anderen bestätigte) Beobachtung gemacht, dass sich mir für einen entfallenen Namen, den ich suche, zumeist ein rhythmisch entsprechender mit den gleichen Vokalen als Ersatz bietet. Das hilft mir oft weiter. Als mir jüngst «Botstiber» einfiel, fand ich, im Bewusstsein meiner Vokalregel das o-i-e mir vorhaltend, den richtigen Namen, und zwar sofort, da keine besonderen Gemütserregungen zu seiner Verdrängung vorhanden waren, wie etwa in dem folgenden, lehrreichen Beispiele.

31. Beispiel. Ich will einer Dame, meiner späteren Frau, den lateinischen Namen der im Wiener Wald häufigen Waldrebe, d. i. Clematis, nennen, er fällt mir aber, auch bei längerem Nachdenken, nicht ein. Statt dessen kommen mir Geranien und ähnliche Blumennamen in den Sinn, doch weiss ich natürlich, dass das nicht das Rechte ist; auch mit «Waldrebe», das ich weiss, ist mir nicht gedient, weil der Dame dieser Name nicht geläufig ist. Der Fall wiederholt sich in der gleichen Art ein- oder zweimal.

Immer melden sich pünktlich die Geranien, dann auch das Wort Vestalin. Eines Abends allein am Schreibtische sitzend, beschliesse ich, den Ursachen der Erscheinung nachzugehen. Siehe da, Clematis ist mir abermals verschlossen. Dafür vermehren sich die Ersatzwörter und bilden die Reihe: Geranien, Vestalin, Reichenhall, Germer, Veratrin. (Man bemerkt, wie die Ersatzwörter die Vokalfolge e-a-i von Clematis vorwiegend genau beachten. Stark aus der Ordnung fällt nur Germer, was sich später erklären wird.) Ich weiss zunächst noch nicht recht, was ich damit anfangen soll. Da gleitet mir schliesslich glücklicherweise das gesuchte Clematis ins Bewusstsein. Sogleich frage ich mich, woran es mich erinnert, und sofort fällt mir das klangähnliche Kalamität (und zwar in der lateinischen Form Calamitas) ein, gleich darauf klimatisch und Klimakterium (Uebergangszeit). Nun bin ich nicht viel klüger als zuvor, höchstens dass durch das Wort Kalamität meine ohnehin bestehende Vermutung, dass eine unangenehme Vorstellung hinter Clematis sich verberge, eine wesentliche Kräftigung erfährt. Aber klimatisch und Klimakterium? Ich entsinne mich keiner Kalamität, die mit dem Klimakterium irgendeiner Frau zusammengehangen wäre. Eher noch mit dem Klima, da ich empfindlicher Konstitution bin; aber solch eine Unannehmlichkeit ist doch für das Gemüt nicht so arg, dass sie ins Unbewusste verdammt werden müsste. Ich entschliesse mich, die Ersatzeinfälle nochmals genau zu betrachten. Da erinnert mich mit einemmale das Wort Vestalin, das mir in Gegenwart meiner Braut damals nicht weiter aufgefallen war, an einen bestimmten Priester und weist mir eine doppelte symbolische Beziehung zum Liebesleben: Keuschheitsgelübde, ewiges Feuer. (Das

Liebesfeuer ist ein immerwährendes Feuer.) Und auch weiterhin scheinen die Wörter sich zu beleben, ja es kommen, wie durch Erleuchtung, zwei neue hinzu, die ihren Ursprung aus der Sphäre der Venus keineswegs verleugnen: Melanie und Eglantine. Zu dem Rätsel der Kalamität sind sie die Lösung. An beide Namen wollte ich nicht gemahnt werden, am wenigsten in Gegenwart meiner Braut, denn an beide knüpften sich widerwärtige Liebeserinnerungen. Die Reihe der fünf Ersatzwörter erstrahlte jetzt in neuem Lichte. Geranien sind überaus häufig an einem Orte, wo ich mit Melanie einige Zeit verbracht; der Priester, auf den mich Vestalin bringt, war in eine Phase meiner Kalamitäten mit Melanie verwickelt; Reichenhall hat sowohl damit als mit Eglantine zu tun; Germer — —? Ich weiss nichts ausser dass er eben eine Pflanze ist und Clematis auch! Doch gehen wir weiter! Da haben wir ja Veratrin, das Alkaloid, den Giftstoff des Germer. Jetzt ist mir klar, dass Germer hier gar nicht als etwas Selbständiges aufzufassen ist, sondern als erste Ankündigung oder Vorstufe des eigentlichen Wortes Veratrin; und das macht auch verständlich, warum er die Regel der sonst in diesem Beispiel so hübsch beobachteten Vokalfolge und der Silbenzahl durchbricht; er ist nicht zu rechnen, ist nur vorausgeworfener Schatten des Veratrin. Veratrin aber steht für ein ähnlich benanntes Alkaloid, womit sich Melanie angeblich vergiften wollte, und enthält ausserdem, wieder durch starken Anklang, den Vorwurf: Verräterin, der sich auch an den anderen Frauennamen knüpfen mochte. — Die Hauptarbeit wäre für dieses Beispiel geleistet, die grosse Kalamität aufgeklärt. Was ist es nun — ich will keine Rückstände lassen, dem Zufall keine Zugeständnisse machen

— mit dem Klimakterium? Plötzlich entsinne ich mich da, dass die Mutter einer der zwei Genannten bald nach den Kalamitäten in einem Alter zum zweiten Male heiratete, das dem Klimakterium nahe stand, und dass in eben jener Zeit eine andere Frau, aus meiner Verwandtschaft, mich mit ihren Befürchtungen wegen ihres vielleicht zu gewärtigenden Klimakteriums allzu gesprächig in Anspruch nahm. Das Wortpaar Kalamität — Klimakterium könnte also gleichsam sagen wollen: Clematis steht für die Kalamität aus der Klimakterienzeit. Da mir aber diese Klimakterien eigentlich herzlich gleichgültig waren, komme ich auf die Vermutung, Klimakterium in dem ursprünglichen, nicht medizinischen Sinn, als von Klimax stammend zu nehmen und darin den Begriff der höchsten Steigerung zu erblicken. Klimakterium — etwa: der Punkt, wo es nimmer weiter geht; oder, auf die Kalamität angewendet: wo man mir diese so gesteigert hat, dass sie unerträglich wurde. So unerträglich, dass selbst die Erinnerung unerträglich war und — dauernd verdrängt werden musste. Das Wort Klima aber möchte ich, als nicht in den Zusammenhang gehörig, für ein misslungenes Auftauchen von Klimax halten (oder klimatisch von klimaktisch), beeinflusst durch die Laute in Clematis; von Klimax also, welcher Begriff sich erst in Klimakterium richtig durchsetzt, vielleicht mit einem boshaften Seitenblick auf die zwei Frauen im Wechsel. Dieses Wort Wechsel hinwiederum lässt eine neue Nebenansicht des Klimakterium erraten: es könnte auf die Veränderungen meiner Neigung anspielen, denn es bedeutet doch einen Wechsel der Damen! Man glaube nicht, dass die Handhabung solcher Wortspiele dem Unbewussten fremd sei! Ich möchte sagen, sie ist ihm viel geläufiger als

unserem bewussten Ich; nur ein Teil der Spielereien des Unbewussten dringt in das Licht des Bewusstseins vor; nur zum Teil werden sie beachtet und als witzige Einfälle, als Kalauer registriert; vieles allzu Läppische oder (scheinbar) Sinnlose wird einfach abgewiesen, bevor es noch recht da ist. Ich werde später Gelegenheit haben, diese Seite des Unbewussten zu beleuchten. — Wenn wir nun betrachten, wie die peinlichen Reminiszenzen, die mir durch die Sperrung des Wortes Clematis zufolge unbewusstem Ratschluss erspart werden sollten, mit diesem Worte zusammenhängen, so finden wir, dass die klimakterische (d. i. äusserste) Kalamität in seinen Konsonanten, die Anlässe der Calamitas aber, nämlich Melanie und Eglantine, in seinen Vokalen ausgedrückt erscheinen. Ich habe noch nicht darauf aufmerksam gemacht, dass die beiden Frauennamen abermals das e-a-i aufweisen, ja für die ganze Reihe offenbar die Vorbilder im Unbewussten gewesen sind; oder der unsichtbare Magnet, der die Eisenfeilspänchen, die von ungefähr gestreut werden, in bestimmte Linien ordnet. Clematis ist ein Knotenpunkt, denn hier treffen sich die beiden Züge C-l-m-t-s von Calamitas und e-a-i von den Frauennamen, so dass aus der Durchdringung beider eben Clematis entsteht. Zum Ueberfluss kommen aber noch zwei Momente hinzu. An Eglantine sind ausser e-a-i auch noch die Konsonanten gl-n-t wohl zu merken, die cl-m-t ungemein nahe stehen — ungefähr ebenso nahe wie oft die wilden Rosensträucher an den Waldhainen des Wiener Waldes den Clematisreben; und die Heckenrosen heissen ja Eglantinen.... Nimmt man noch hinzu, dass meine Braut, mit der ich oft den Wiener Wald besucht, mit einem Namen auch dem Pflanzenreich ange-

hört, so wird man jetzt Gründe genug haben, sich über den Reichtum des unbewusst gesponnenen Gewebes von Vorstellungen und über die durchgängige, vielverzweigte Bestimmtheit von Wörtern zu wundern, welche einem «so zufällig», wenn man nach einem auch «zufällig» entfallenen Namen sucht, auf die Zunge kommen. — Seit der Aufklärung des Vergessens hat sich mir das Wort Clematis nie mehr entzogen.

Auch wenn wir, ohne nach einem vergessenen Wort zu suchen, planlos uns Wörter einfallen lassen, werden wir alsbald der engen Bestimmtheit dieser Einfälle gewahr werden. Sehr hübsch zeigt sich diese mitunter an Zahlen.

32. Beispiel. Dr. Alfred Adler (Wien) erhielt von einem Gewährsmanne die folgende Darstellung: «Gestern habe ich mich über die ‚Psychopathologie des Alltags' (von Freud) hergemacht und hätte das Buch gleich ausgelesen, wenn mich nicht ein merkwürdiger Zwischenfall gehindert hätte. Als ich nämlich las, dass jede Zahl, die wir scheinbar ganz willkürlich ins Bewusstsein rufen, einen bestimmten Sinn habe, beschloss ich, einen Versuch zu machen. Es fiel mir die Zahl 1734 ein. Nun überstürzten sich folgende Einfälle: 1734 : 17 = 102; 102 : 17 = 6. Dann zerreisse ich die Zahl in 17 und 34. Ich bin 34 Jahre alt. Ich betrachte, wie ich Ihnen, glaube ich, einmal gesagt habe, das vierunddreissigste Jahr als das letzte Jugendjahr, und ich habe mich darum an meinem letzten Geburtstag sehr miserabel gefühlt. Am Ende meines siebzehnten Jahres begann für mich eine sehr schöne und interessante Periode meiner Entwicklung. Ich teile mein Leben in Abschnitte von 17 Jahren. Was haben nun die Divisionen zu bedeuten? Es fällt mir zu der Zahl 102 ein, dass die Nummer 102 der Reclamschen Universalbibliothek das Kotzebuesche Stück

‚Menschenhass und Reue' enthält. Mein gegenwärtiger psychischer Zustand ist Menschenhass und Reue. Nummer 6 der Universalbibliothek (ich weiss eine ganze Menge Nummern auswendig) ist Müllners ‚Schuld'. Mich quält in einemfort der Gedanke, dass ich durch meine Schuld nicht geworden bin, was ich nach meinen Fähigkeiten hätte werden können. Weiter fällt mir ein, dass Nr. 34 der Universalbibliothek eine Erzählung desselben Müllner, betitelt ‚Der Kaliber', enthält. Ich zerreisse das Wort in Ka-liber; weiter fällt mir ein, dass es die Worte Ali und Kali enthält. Das erinnert mich daran, dass ich einmal mit meinem (sechsjährigen) Sohn Ali Reime machte. Ich forderte ihn auf, einen Reim auf Ali zu suchen. Es fiel ihm keiner ein, und ich sagte ihm, als er einen von mir wollte: ‚Ali reinigt den Mund mit hypermangansaurem Kali'. Wir lachten viel, und Ali war sehr lieb. In den letzten Tagen musste ich mit Verdruss konstatieren, dass er ‚ka (kein) lieber Ali' sei. — Ich fragte mich nun: Was ist Nr. 17 der Universalbibliothek?, konnte es aber nicht herausbringen. Ich habe es aber früher ganz bestimmt gewusst, nehme also an, dass ich diese Zahl vergessen wollte. Alles Nachsinnen blieb umsonst. Ich wollte (in Freuds ‚Psychopathologie des Alltags') weiterlesen, las aber nur mechanisch, ohne ein Wort zu verstehen, da mich die 17 quälte. Ich löschte das Licht aus und suchte weiter. Schliesslich fiel mir ein, dass Nr. 17 ein Stück von Shakespeare sein müsse. Welches aber? Es fällt mir ein: ‚Hero und Leander'. Offenbar ein blödsinniger Versuch meines Willens, mich abzulenken. Ich stehe endlich auf und suche den Katalog der Universalbibliothek. Nr. 17 ist ‚Macbeth'. Zu meiner Verblüffung muss ich konstatieren, dass ich von dem Stücke fast gar nichts weiss, obschon es mich nicht weniger beschäftigt hat als andere Dramen Shakespeares.

Es fällt mir nur ein: Mörder, Lady Macbeth, Hexen, ‚Schön ist hässlich', und dass ich seinerzeit Schillers Macbeth-Bearbeitung sehr schön gefunden habe. Zweifellos habe ich also auch das Stück vergessen wollen. Noch fällt mir ein, dass 17 und 34 durch 17 dividiert 1 und 2 ergibt. Nr. 1 und 2 der Universalbibliothek ist Goethes ‚Faust'. Ich habe früher sehr viel Faustisches in mir gefunden.» —

Zu den bisherigen Mitteilungen des Gewährsmannes bemerkt Dr. Adler, dass dem Manne die rechte Zusammenfassung in eins nicht gelungen sei. Doch treten in der Fortsetzung noch sonderbare Aufklärungen hinzu: «. . . . Heute früh hatte ich freilich ein Erlebnis, das sehr für die Richtigkeit der Freud schen Auffassung spricht. Meine Frau, die ich beim Aufstehen des Nachts aufgeweckt hatte, fragte mich, was ich denn mit dem Katalog der Universalbibliothek gewollt hätte. Ich erzählte ihr die Geschichte. Sie fand, dass alles Rabulistik sei, nur — sehr interessant — den Macbeth, gegen den ich mich so sehr gewehrt hatte, liess sie gelten. Sie sagte, ihr falle gar nichts ein, wenn sie sich eine Zahl denke. Ich antwortete: ‚Machen wir eine Probe!' Sie nannte die Zahl 117. Ich erwiderte darauf sofort: ‚17 ist eine Beziehung auf das, was ich dir erzählt habe, ferner habe ich dir gestern gesagt: wenn eine Frau im 82. Jahre steht und ein Mann im 35., so ist das ein arges Missverhältnis.' Ich frozzle (necke) seit ein paar Tagen meine Frau mit der Behauptung, dass sie ein altes Mütterchen von 82 Jahren sei. 82 + 35 = 117.» — Dass es gewisse Hemmungen sind, die uns den Einblick in unsere eigene Zufallsbeeinflussung erschweren, wird sehr hübsch durch den Umstand hervorgehoben, dass der Mann, der seine eigene Zahl nicht erschöpfend zu erklären weiss, sofort die Auflösung findet, als seine Frau ihm eine angeblich willkürlich gewählte Zahl nennt.

In Wirklichkeit hatte die Frau wohl unbewusst ahnend erfasst, aus welchem Gedankengewebe die Zahl ihres Mannes stammte, und antwortete mit einer dazugehörigen Zahl aus diesem nämlichen Gewebe, einem inneren Konflikt, welcher gewiss beiden Personen gemeinsam war, da es sich im Grunde um den Altersunterschied der beiden handelte. Der Zahleneinfall des Mannes spricht einen unterdrückten Wunsch aus, der nach Dr. Adler etwa zu übersetzen wäre: Zu einem Manne von 34 Jahren, wie ich einer bin, passt nur eine Frau von 17 Jahren!» — Zwei nachträgliche Bemerkungen des Arztes geben der Aufklärung des Zahleneinfalls noch einen besonderen Rückhalt: Erstens war ein Jahr später der Mann von seiner Frau geschieden. Zweitens stellte Dr. Adler mit Beziehung auf die Nummer 17 der Universalbibliothek («Macbeth») fest, dass der Betreffende in seinem siebzehnten Lebensjahr einer anarchistischen Gesellschaft beigetreten war, die sich den Königsmord zum Ziel gesetzt hatte. Das lieferte wohl das peinliche Moment, welches zum Vergessen führte.

Die Entgleisungen, die einem passieren, indem man sich verschreibt, verspricht, verliest, weisen auch oft auf eine dahinter liegende Absicht hin, und zwar kann uns der den Fehler beherrschende Gedanke bewusst oder unbewusst sein.

33. Beispiel. In einer psychologischen Abhandlung, die mir nichtssagend und schwulstig erscheint, betrifft eine Stelle «unterschwellige Tatsachen»; ich lese dafür unterschweflige Tatsachen, unter dem Eindruck, dass ich einen Schwefel vor mir habe.

34. Beispiel. Ich befinde mich in Baden bei Wien und schreibe nach Wien an einen lieben Freund, den ich schon ewig lang nicht gesehen habe, um ihn einzuladen; ich weiss aber nicht, ob ich auf sein Kommen hoffen darf, da er

sehr beschäftigt ist. In der Adresse schreibe ich «Baden» statt «Wien»: meinen Wunsch, ihn hier zu haben, auf die rascheste Art erfüllend.

35. Beispiel. Herrn N. geschieht dies: «Ich schliesse einen Brief mit den Worten: ‚Herzlichste Grüsse an Ihre Frau Gemahlin und ihren Sohn.' Knapp bevor ich das Blatt ins Kuvert stecke, bemerke ich den Irrtum im Anfangsbuchstaben bei ‚ihren Sohn' und bessere ihn aus. Auf dem Heimweg von dem letzten Besuche bei diesem Ehepaar hatte meine Begleiterin bemerkt, der Sohn sehe einem Hausfreund frappant ähnlich und sei sicher sein Kind.»

36.—37. Beispiel. Hübsche Fälle von Versprechen haben Meringer und Mayer gesammelt. Hier zwei davon: Ru. erzählt von Vorgängen, die er in seinem Innern für Schweinereien erklärt. Er sucht aber nach einer milden Form und beginnt: «Dann aber sind Tatsachen zum Vorschwein gekommen....» — In einer Gesellschaft, der Meringer angehört, wird der Aelteste mit dem vertraulichen Ehrennamen «altes Senexl» angeredet. Da passierte es Meringer einmal, zu sagen: «Pros't, Senexaltesl!», worüber er nicht wenig erschrak, denn allzu deutlich hört man den «alten Esel» heraus!

38. Beispiel. Dem Vorschwein ähnlich war es, da ich mich verlas: «Wer wollte die Handlungsweise des R. in Schmutz nehmen?» Der Hintergedanke «schmutzige Handlungsweise» leuchtet durch.

Eine Reihe lustiger Beispiele verdanken wir Stekel:

39. Beispiel. In einer stürmischen Versammlung: «Wir streiten nun zu Punkt 4 der Tagesordnung.»

40. Beispiel. Dr. St. zu einer Dame, bei der er Basedowsche Krankheit vermutet: «Sie sind um einen Kropf (Kopf) grösser als Ihre Schwester.»

41. Beispiel. Eine junge Dame, die das Regiment im Hause führt, erzählt von ihrem leidenden Manne, er sei beim Arzt gewesen, um ihn nach der ihm zuträglichen Diät zu fragen. Der Arzt habe aber gesagt, darauf käme es nicht an. «Er kann essen und trinken, was ich will.»

42. Beispiel. Dr. Reitler berichtet von einer Dame, die zu einer andern in bewunderndem Tone sagt: «Diesen reizenden neuen Hut haben Sie wohl selbst aufgepatzt?» Damit verspottet sie den Aufputz des Hutes als verpatzt, als misslungen.

43. Beispiel. Aus der Kriegszeit (nach Freud): «Bei welcher Waffe dient Ihr Sohn?» wird eine Dame gefragt. Sie antwortet: «Bei den 42er Mördern.»

44. Beispiel. Aus dem deutschen Reichstag. Lattmann (dtsch.-nat.): «.... Wir glauben, dass der einheitliche Gedanke und der Wunsch des deutschen Volkes dahin geht, eine einheitliche Kundgebung (an den Kaiser) .... zu erreichen, und wenn wir das in einer Form tun können, die den monarchischen Gefühlen durchaus Rechnung trägt, so sollen wir das auch rückgratlos tun.» (Stürmische Heiterkeit.) Er hatte «rückhaltlos» sagen wollen.

45. Beispiel. Auf Ersuchen lese ich eine lobhudelnde Rezension über das Buch eines Modephilosophen vor; ungern, denn ich finde den Kerl abgeschmackt. In der Rezension steht der Satz: «N's Werk erhebt sich zu kosmischer Grösse.» Ich lese dafür: komischer Grösse und, mich verbessern wollend: kosmetischer Grösse. Die Hintergedanken sind etwa die: Der geschniegelte (kosmetische!) Modephilosoph kann doch höchstens an Lächerlichkeit gross (komische Grösse!) sein.

Aus sehr verschiedenen Beispielen haben wir nun er-

sehen, wie sich an Geschehnissen und Handlungen, die man gemeinhin als Zufälligkeiten anzusehen geneigt ist, eine Absicht kundtut, welche in sie ohne unsere offene Absicht einfliesst. Der Gedanke (Wunsch, Impuls), der sich gegen unsere bewusste Intention einschleicht, kann den verschiedensten Graden der Bewusstheit oder Unterbewusstheit angehören. Wenn ich oft schlechthin von «unbewusst» sprach, so geschah dies der Einfachheit halber, in weiter Anwendung dieses dehnbaren Wortes. Wer in die psychologischen Feinheiten tiefer eindringen, wer Näheres über die Technik wissen will, welche dem Unbewussten seine oft mächtig behüteten Geheimnisse entreisst, Freuds Psychanalyse, dem seien zunächst die in der Literatur-Uebersicht genannten Bücher von Kaplan und Pfister empfohlen, von denen aus sie das gesamte psychanalytische Schrifttum in Angriff nehmen können.

b) Die Ordnung wird hineingeschaut.

Einen Uebergang zu dieser Gruppe hat schon das letzte Beispiel der ersten gebildet; wer beim Vorlesen (nicht dadurch, dass er sich verspricht) einen Irrtum begeht, ist freilich an der Schaffung des frappanten Ergebnisses mittätig, doch ist diese Tätigkeit eigentlich schon ein «Hineinsehen» der herrschenden Idee in den zufällig gebotenen Stoff. Durch das stille Sich-Verlesen ergibt sich eine zwanglose Fortsetzung unserer Beispielreihe. Dennoch möchte ich der neuen Gruppe ein Wort vorausschicken; ich will nämlich die Tatsache in Erinnerung bringen, wie verschiedenartig ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Menschen und auch von demselben Menschen in seinen wechselnden Stimmungen und Einstellungen wahrgenommen wird. Der See, der sich vor uns ausbreitet, was kann er alles sein! Der Maler erblickt

darin etwa ein dankbares Motiv, der Dichter Undinens Reich, der Angler ein Fischwasser, der Unternehmer eine Gelegenheit zur Gründung eines Kurortes oder einer Schifffahrtslinie, der von Hitze geplagte Wanderer eine Erfrischung, der Segler ein Sportgebiet, der Ertrinkende den Tod. Die jeweilige Beschäftigung kann den Blick ganz in ihrem Sinn färben: wenn ich mich intensiv mit Musik abgegeben habe, sehe ich an den Unebenheiten der Wand lauter Notenköpfe; und Lichtenberg schreibt: «Er las immer Agamemnon statt Angenommen, so sehr hatte er den Homer gelesen.»

46. Beispiel. (Von Dr. R. erzählt.) In einem französischen Buche lese ich, es aufschlagend: «Vey Chérie» und habe den Eindruck, das heisse: Weh, Liebchen! Das Vey wäre dabei analog dem lateinischen Vae, wie in Vae victis, zu denken. Genauer hinblickend, merke ich, dass «Chez Véry» dort steht. Der Irrtum erklärt sich mir aus dem Zusammenwirken zweier Gedankenzüge. Erstens war ich vorher in einer Gesellschaft gewesen, wo viel von der Baronin Vecsera (Klangähnlichkeit!) die Rede gewesen, der unglücklichen Geliebten (Weh, Liebchen!) des mit ihr zugleich auf tragische Weise umgekommenen österreichischen Kronprinzen Rudolf. Zweitens war ich selbst von quälenden Gedanken über ein Liebchen, dem Unheil drohte, bedrückt.

46a. Beispiel. (Ebenfalls von Dr. R. erzählt; nicht ganz leicht einzureihen, aber wegen seiner Verwandtschaft mit dem vorigen wohl am schicklichsten hierhergesetzt.) In J. Bernharts Einleitung zu einer neuen Ausgabe der «Deutschen Theologie» lese ich abends im Bette, natürlich still, das Folgende: «Die Elemente dessen, was er (Jesus) will und fordert, dringen zum einen Teil auf die sittliche Er-

füllung des Vaterwillens, zum andern Teil schaffen sie am Aufbau einer religiösen Beziehung zum Leben und zu Gott. Sie sagen um des Ja zur Welt willen Nein zum Ich, weil beiden so allein geholfen ist. Der Vertrauglaube (pistis) an den himmlischen Vater, seine Macht und Güte, der aus der hoffenden Grundkraft des Menschen natürlich und von selbst hervorgeht und, wie aller Glaube, das Köstliche seines Gegenstands zu innigstem Besitz vorausnimmt....» Da bemerke ich mit einem Male, dass ich die Worte «zu innigstem Besitz vorausnimmt» laut vor mich hin sage und übrigens den Inhalt der ganzen Stelle nicht aufgefasst habe. Die laut gesprochenen Worte inne werdend, erfasse ich sofort blitzartig auch den Grund meines mich höchst frappierenden Verhaltens. Ich bin schon den ganzen Tag in äusserst unglücklicher Stimmung, weil mir der innigste Besitz eines geliebten Weibes, den ich für eine baldige Zeit erhoffen durfte, durch widrige Verhältnisse in grössere, ja ganz unbestimmte Ferne, am Ende gar ins Unmögliche gerückt zu werden droht. Wie gerne würde ich diesen Schicksalsmächten den baldigen Besitz abringen, ihn also «vorausnehmen». Wie mit magischer Gewalt fesselten mich diese Worte, die meine Sehnsucht enthielten, und entrangen sich als Wunschformel laut meinem Munde. Und ward ich nicht schon vorher zu diesem Ausbruch vorbereitet? Freilich! Denn man muss wissen, dass es Bestimmungen des Vaters der Geliebten sind, welche den begehrten Augenblick hinausschieben, dass ferner seiner Ansicht nach das gegenwärtige Nein zum Vorteil beider Teile gereichen solle, und dass ich endlich auf die Zukunft und die unwandelbare Liebe des Mädchens vertrauen, dass ich zuversichtlich dem Ja entgegensehen solle. Liest man obiges Zitat genau durch, so wird man finden, dass mehrere ge-

häufte Stichworte auf diese Verhältnisse Bezug zu haben scheinen. Sie hatten meine Gedanken — es war nicht schwer — schon in die Richtung gebracht, als schliesslich bei der vielsagenden Stelle die ganze Stosskraft des Wunsches sich Luft machte.

47. Beispiel. Ein Mann, der in einer fremden Stadt spazieren geht, gerade um die Stunde, auf welche seine durch eine Kur hergestellte Darmtätigkeit reguliert ist, liest auf einem grossen Schild im ersten Stock eines hohen Warenhauses: Klosethaus. Seiner Befriedigung darüber mengt sich doch ein Befremden bei, und er muss feststellen, dass es eigentlich heisst: Korsethaus.

48. Beispiel. Hierher passt vielleicht auch mein — durch mein Befinden diktiertes — skeptisches Verdrehen der Ankündigung eines Abführmittels, welche «schmerzlose, reichliche Wirkung» verspricht, in: heillose, schmerzliche Wirkung.

49. Beispiel. Ich beschäftige mich notgedrungen — nicht aus Neigung — intensiv mit «Ekkehard» von Scheffel. Wie ich ihn gerade in Gedanken habe, leuchtet mir beim Gehen auf dem Strassenpflaster der Name Schefftel, Asphaltfirma, entgegen. Dann belästigen mich längere Zeit Plakate mit Scheftelowitz und dem Theaterstück «Eisik Scheftel». Die auffallende Reihe erklärt sich aus der Einstellung meiner Aufmerksamkeit; meine Augen und Ohren waren für alles Scheffelartige geschärft, sonst hätte ich gar nicht davon Notiz genommen. So ist besonders zu erwähnen, dass ich seit Wochen täglich über jene Asphaltstelle schreite; ich habe dabei Schefftel nie bewusst bemerkt, weil er mich nicht interessierte. Erst Scheffel war die Ursache, dass mir Schefftel auffiel. Wieder unter dem Eindruck dieses Zusammentreffens suche ich mir un-

willkürlich aus der weiteren Umgebung das Aehnliche heraus — und so entsteht die Täuschung, als hätten sich die Scheffelmenschen gegen mich verabredet; ihre gleichsam feindliche Absicht wird durch meinen Widerwillen gegen die gezwungene Beschäftigung mit Scheffel bedingt.

Die meisten Fälle, wo uns «ein Name verfolgt», dürften so aufzuklären sein. Verwandt damit sind jene, wo uns kleine Malheurs verfolgen: man zerbricht alles mögliche, schlägt sich Beulen, zerkriegt sich mit den Leuten, vergisst alles — das sind Tage eines (vielleicht verborgenen) Unmutes, dessen Stempel man der Umgebung aufdrückt; diese «Zufälle», die natürlich auch keine sind, gehören aber sichtlich in unsere erste Gruppe, denn man wirkt an ihnen mit.

Ich möchte jetzt einen Fall mit Zahlenbeziehungen mitteilen, der als Gegenstück zu Nr. 32 gelten mag. Indem ich ihn hier, in die Gruppe der «hineingeschauten Ordnung» einreihe, erledige ich zugleich die Fragen und Skrupel, die den Autor des Falles bewegt haben und denen ich, weil sie eine lehrreiche Gelegenheit schaffen, auch hier Raum gebe:

50. Beispiel. R. Schneider (München) schreibt in der Int. Ztschr. f. Ps.-A., VI. Jahrg., Heft 1, kritisch über Zahleneinfälle und ihre vermutete Begründung durch geheimen Sinn im Unbewussten. Es entsteht in ihm der Verdacht, dass dieser «Sinn» oft erst später hinzukomme; dass also die Zahl diese Bedeutungen erst anrege, nicht aber umgekehrt duch diese Bedeutungen bestimmt worden sei; mit andern Worten: «dass nicht das Unbewusste die Zahl, sondern die Zahl das Unbewusste ruft». Und er fragt sich, «Wie, wenn es gar keine Zahl gibt, zu der sich nicht bei der Untersuchung (besonders nach Zerlegung) Zusammenhänge einstellen? Ich hatte bei mancher Analyse die Empfindung, als strebe die Versuchsperson Verbindungen an, die

zwar unzweifelhaft vorhanden waren, wobei es aber fraglich blieb, ob die Zahl aus diesen Verbindungen heraus entstanden war. Um das festzustellen, musste ich die Analyse einer Zahl versuchen, die gegeben war. Das heisst, ich durfte mir keine einfallen lassen, sondern es war irgend eine mir unbekannte Zahl (anderweitig) aufzusuchen.» Wir kommen nun zu dem eigentlichen Fall, den wir betrachten wollen. Ich lasse dem Autor das Wort: «Ich nehme ein Geschichtswerk zur Hand und beschliesse, darin eine Zahl zu suchen. Damit ich nicht unwillkürlich auswähle, stelle ich folgende Bedingung: Die Zahl, die ich als erste beim Aufklappen des Buches auf der linken Seite finde, soll mir zur Analyse dienen. Ich finde auf diese Weise: 1183. Ich richte nun meine Aufmerksamkeit auf diese Zahl, und es fällt mir sofort ein: 8, 3 bedeuten Tag und Monat meiner Geburt. Am 8. III. bin ich geboren. Ich wende mich dem vorderen Teile der Zahl zu, 11 (1911), dies ist das Jahr meiner Wiedergeburt und darum meine Glückszahl; denn da wurde ich von dem mir sehr lästigen Militärdienst befreit. Ich fasste das damals tatsächlich als eine Art Wiedergeburt auf. Es entwickelt sich in mir nun unversehens folgende Gedankenreihe: 11 und 8 und 3 gleich 11, zweimal 11, das ist meine Glückszahl in ‚doppelter' Gestalt. ‚Wenn die Sache einfach wäre', hiesse es 1 und 1, ich und du (das ist meine Braut, die mir hier einfällt), wir aber sind ‚doppelt': 11 und 11. Uebrigens gibt es einen Witz, die ‚Arithmetik der Liebe', da bedeutet 1 und 1 die Heirat. (Mit meiner Heirat habe ich mich erst vor kurzem intensiv beschäftigt.) Die Ehe aber, das wäre gewissermassen meine 3. Wiedergeburt. Wenn ich jedoch 1 und 1 und 8 und 3 addiere, so ergibt das 13, eine Unglückszahl, und wenn ich von 11 die 3 abziehe, dann kommt 8 (Hab' Acht!) heraus. Dann habe ich zweimal 8, und es heisst:

Acht! Acht! Vorsicht! Pech! (13). Oder es kann auch heissen: Elf, elf, Glück in der Ehe! — Und da fällt mir noch ein: Im 8. Monat (August) habe ich meine Braut kennen gelernt, und drei Jahre kennen wir uns schon. — Der Zusammenhang, der sich mir zwanglos aufdrängt, ist nun dieser: Ich beschäftige mich in den letzten Wochen ausserordentlich stark mit meiner nahe bevorstehenden Heirat (im November, 11. Monat), von der ich mir in der Tat eine dritte Wiedergeburt erhoffe. Doch ist mein Zustand trotz der starken Hoffnung auf Glück (elf, elf, Glück in der Ehe) ziemlich schwankend, da ich eine ‚doppelte', eine zwiespältige Natur bin, und auch sie, sowie die ganze ‚Sache' nicht ‚einfach' ist. (Acht! Acht! Vorsicht! Pech!) Die Analyse drückt also meinen gegenwärtigen Gemütszustand überaus treffend aus, obwohl sie nicht mit einer Zahl angestellt wurde, die aus meinem Inneren aufgetaucht ist, sondern mit einer mir völlig unbekannten, zu der die Beziehungen erst nachträglich geschaffen wurden.» — Ich möchte dieses Beispiel nicht ohne die Feststellung schliessen, dass es sowohl in der Literatur als insbesondere in meiner persönlichen Erfahrung Beispiele gibt, bei denen es schwer hält, das nachherige Hineintragen des geheimen Sinnes anzunehmen; die also weit mehr die in unserem 32. Beispiel ausgedrückte Auffassung empfehlen, dass schon der Einfall selbst durch die verborgenen unbewussten Gedanken bestimmt worden ist.

Manchmal hat es den Anschein, als würde eine Art Doppelgänger das Zusammentreffen mit bestimmten Menschen vorauskünden.

51. B e i s p i e l. Als wir vor kurzem zur «Büchse der Pandora» ins Theater kamen, sagte meine Frau zu mir: «Dort steht Frau Z.» Genaueres Hinsehen ergab, dass es nicht Frau Z. war, aber dafür trat diese einige Minuten

später wirklich in den Saal. — Bei mehreren Besuchen eines Restaurants vermisste ich den wohlbekannten Zahlkellner. Als wir jüngst wieder hingingen, erblickte ich in der halbdunkeln Türöffnung einen Kellner und sagte zu meiner Frau: «Aha, da ist der lang Vermisste.» Er war es nicht, aber ich ward alsbald rehabilitiert, indem uns im Saale selbst der echte Zahlkellner begrüsste. — Dass Frau Z. die «Büchse der Pandora» nicht auslassen würde, war für jeden, der sie nur ein bisschen kennt, ganz sicher; die Erwartung meiner Frau war auf die etwas auffallende Erscheinung eingestellt und ergriff die erste Gestalt ähnlichen Genres. Dass ich im Halbdunkel den falschen Kellner für den richtigen nahm ist auch meiner Erwartung zuzuschreiben, und dass die Erfüllung meiner Vision nicht ausbleiben konnte, beruht auf dem Umstand, dass es nicht Sonntag war; nur den Sonntag hat nämlich unser Mann frei, und unsere letzten Gasthausbesuche waren eben Sonntags gewesen.

Bei den nun folgenden zwei Beispielen wird es dem Leser nützlich sein, sich dessen, was ich unter Nr. 7 über Perzeption und Apperzeption gesagt, zu erinnern.

52. Beispiel. Auf einem Ausflug, den ich mit einem Freunde nach Gumpoldskirchen machte, geschah mir einst etwas Merkwürdiges. Durch die Weinberge schlendernd, pfiff ich einen Ton leise vor mich hin, und wenige Sekunden darauf erklang fernher von der Eisenbahn ein Signal der Lokomotive in genau derselben Tonhöhe. Ich teilte meinem Gefährten das verblüffende Zusammentreffen mit, er sagte aber: «Du würdest dich weniger wundern, wenn du bemerkt hättest, dass die Maschine vor einer Viertelminute sich schon einmal hören liess. Gewiss hast du deinen Pfiff, ohne es zu wissen, nach der Lokomotive gestimmt.» Seit diesem Vorfall achtete ich schärfer auf die Veranlassungen des Vormichhin-

Pfeifens oder -Summens. Ich beobachtete noch oft, wie der Ton meiner Lippen in dem einer Strassenbahnpfeife oder dergleichen wiederkehrte, konnte mich aber immer, bei erweckter Aufmerksamkeit, erinnern, die Pfeife einige Augenblicke vorher schon vernommen, ihr also gleichsam geantwortet zu haben. Dieses Antworten auf das Pfeifen oder ein anderes, insbesondere musikalisches Tönen stellte ich auch an und für sich als etwas Regelmässiges fest. Fange ich, ohne es beabsichtigt zu haben, zu pfeifen an (welche Unart mich alsbald selbst stört und stutzig macht), so kann ich fast sicher sein, dass meine Pfiffe die Antwort sind auf die eines andern, den ich zumeist noch pfeifend ermittle.

53. Beispiel. In der Wohnung unter der meinen lernt ein kleines Mädchen ein Klavierstück. Eines Tages fällt mir ein: das Mädchen hat nun schon lange nicht dieses Stück gespielt; ich werde mich jetzt an mein Klavier setzen und zum Scherz recht laut die bewussten Töne anschlagen. Wie ich die ersten Schritte zum Klavier mache, klingt das bekannte Stück herauf! — So erzählt, hört sich das ebenso wunderbar an, als es mich im ersten Augenblick verblüffte. Aber der Sachverhalt ist dieser. Ich rasierte mich; als ich begann, hörte ich einige Töne der Uebenden, ohne ihnen Beachtung zu schenken. Die Beschäftigung, das Pritscheln mit dem Wasser verdeckten mir die Musik vollends. Zu Ende meiner Verrichtung kam mir scheinbar spontan die oben mitgeteilte Idee. Als ich sie ins Werk setzen wollte, hörten meine Geräusche auf, und ich vernahm deutlich, was vorher schon begonnen: das bewusste Tonstück. Dass es schon vorher begonnen hatte (und von mir also schon perzipiert hatte werden können), geht daraus hervor, dass schon die zweite Periode des Satzes erklang.

54. Beispiel. Es geschieht oft, dass uns auf der

Gasse jemand begegnet, an den wir gerade dachten. Viele dieser Fälle sind nach dem Muster von Nr. 52 und 53 zu erklären, d. h. wir haben den Herannahenden schon perzipiert, was uns den Gedanken an ihn eingab, ehe wir ihn apperzipierten. Doch kommen auch Fälle vor, wo diese Erklärung nicht am Platze ist; zu ihnen gesellen sich jene verbreiteten Beobachtungen, dass man, ohne jeden äusseren Anhalt, zutreffende Ahnungen von der Ankunft oder dem Tode einer Person hat. Diese Fälle, deren Häufigkeit und Beschaffenheit es mir zu verbieten scheint, sie als Zufall abzutun, legen die Annahme der Telepathie nahe, die gar nicht zu verwerfen ist.

Die entnervende Kriegszeit hat allerlei Fehlleistungen im täglichen Leben begünstigt; namentlich verlas man sich leicht. Ich selbst war wie besessen von einem Kobold, dessen witzige Ader allein mich mit seinem sonst peinigenden Vorhandensein halbwegs versöhnte.

55. Beispiel. Eine der Quälereien meines Bosnigels war, dass ich kaum einen einzigen Tag mehr die fettgedruckten Ueberschriften in den Zeitungen (mehr zu lesen hatte ich mir schon abgewöhnt) richtig aufnehmen konnte. Die heutige Kriegslage verwandelte sich unter meinen Augen in die heutige Kriegslüge, die Schwierigkeiten des Ministeriums in Schmierigkeiten, die Strassenkämpfe in Dublin wurden ahnungsvoll nach Döbling (Vorort Wiens) verlegt. Gegen die Verhimmelung einer Ausstellung von Kriegsbildern als höchste Malkultur wehrte sich mein Dämon nicht mit Unrecht, indem er sie als höchste Makulatur brandmarkte. Wiederholt intrigierte mich der Ort Kinoschau; sapperment, liegt der in Mähren oder in China? Doch nein, von Kinos ist die Rede, wo ich, wieder China mit Japan verwechselnd, Kimonos erwartet hatte oder aber Kinoschauer Käse. Ja,

überhaupt diese Lebensmittel! Las ich nicht von einem Ultimatum der Konserven (Konservativen) an die Regierung und von einem entspeisten Lastzug? Der Kaffee mit feindlichem (feinstem) Aroma entspringt der Verzweiflung über die heimischen Surrogate. Eine Spitze gegen gesellschaftliches Götzentum hat wohl die Fetischablösung (Freitischablösung) der Gräfin X. X., während die Vereinigung blonder (bildender) Künstlerinnen auf sanfteren Bahnen wandelt. Keine rosenroten Brillen sind es, die mir in dem verheissenen Völkerbund einen beissenden Völkerhund vorauslesen, in dem versprochenen Abschluss immer den Abschuss wittern lassen, den Brigadekommandanten kurzerhand als Briganten brandmarken und im Annonceteil die empfohlene unschuldige Mauersäge in Mauersärge, den Apparat für Selbstrasierer in einen für Selbstmörder verwandeln. Eine feine Nase hatte mein Kobold, als er mir statt Sachdemobilisierung regelmässig Sachdemolierung diktierte und als er aus den Fremdenverkehrskonferenzen die Fremdenverkehrsstörungen in Wien herausschmeckte.

Viel Unannehmlichkeiten bereitete mir zu der gleichen Zeit ein nervöser Zwang zu Schüttelreimen, dessen Produkte oft ebenso gequält waren wie ich selber. Es gehört, streng genommen, nicht in unseren Zusammenhang, doch spreche ich davon mit Rücksicht auf meine Bemerkungen im 31. Beispiel über die Wortspielereien des Unbewussten. Ich führe hier einige an; ihre Leitmotive sind bezeichnend genug:

Vor dem Kriegsbrot, vor dem Maisgriess
Wird dem Knäblein, wird dem Greis miess.

(Im schönsten Ionicus a minore ◡ ◡ — — gedichtet!) Magere Spaziergänge im Wiener Wald wecken die Gedanken:

Maiglöckelein und Bärenlauch
Sind nichts für meinen leeren Bauch.
Und selbst im Wald der Muttervogel
Betreibt im Krieg schon Futtermogel.

*

Schwer das rechte Mass erwischt,
Wer die Milch mit Wasser mischt.

*

Die gute Hausfrau sucht ein'n Frieden,
Und find't ihn auch, im Fruchteinsieden.

*

Wenn man mir Diplomaten brächte,
Ich in der Höll' sie braten möchte.

*

Nützt es, dass man Fürsten wählt,
Wenn es uns an Würsten fehlt?

*

Ehelicher Dialog.

Er: Der Krieg gebietet Sparhang,
Und du kaufst eine Haarspang'?
Die Welt bebt unter Feuerrädern,
Und dich verlangt nach Reiherfedern?

Sie: Pfui, während rings die Welt gährt,
Denkst du nur an den Geldwert!
Drum, was ich wünsche, gib es; laben
Doch selbst den Krieger Liebesgaben!

Ich könnte noch lange fortsetzen; aber wir wollen ja nicht über poetischer Begeisterung unsern Faden verlieren.

56. Beispiel. Freud sieht eines Tages fett gedruckt: der Friede von Görz; aber es sind die Feinde vor Görz. — Ein Ingenieur, dessen Ausrüstung der Feuchtigkeit beim Tunnelbau nie lang gewachsen ist, liest zu seinem Erstaunen in einer Annonce Gegenstände aus Schundleder angepriesen. Aber Händler sind selten so aufrichtig: was da empfohlen wird, ist Seehundleder.

57. Beispiel. Dass ich mich jüngst verhöre und statt der Revolution in Südpolen eine Revolution am Südpol verstehe, geschieht vermutlich, weil ich alle Unruhen weit weg wünsche.

Sehr ergiebig für unsere zweite Gruppe der beeinflussten Zufälle ist Strindbergs «Inferno». Der Dichter umgibt sich beständig mit Zufällen dieser (und auch der ersten) Art. In alles deutet er Absichten von Verfolgern hinein und in seiner späteren, geklärten Auffassung, Fingerzeige von Genien, heilsame Ermahnungen und Strafen; wobei ihm, bei aller Schwärmerei, doch klar wird, dass er die banalen Ereignisse umdeutet. Nichtsdestoweniger glaubt er immer wieder vor Offenbarungen zu stehen. Einzelne der Beispiele 58—66 zeigen, wie tiefe Blicke in das Seelenleben aus seinen «zufälligen» Irrtümern bisweilen zu gewinnen sind.

58. Beispiel. (S. 22—24.) Bei seinen alchimistischen Studien in Paris findet Strindberg durch eine Schrift von Orfila Förderung. Einige Tage später entdeckt er auf dem Friedhof Montparnasse Orfilas Grab, bald darauf zieht er in ein Hotel Orfila.

59. Beispiel. (S. 43 f.) Er arbeitet mit Schwefeleisen, dessen chemische Formel FeS ist. Eines Tages kommt

er in das Dorf Meudon. Dort fällt ihm die Statue eines Ritters auf. «Der Ritter betrachtet die nahe Mauer, ich folge seinen Augen und bemerke auf dem Kalk eine Kohlenschrift. Die verschlungenen Buchstaben F und S lassen mich an die Initialen des Namens meiner Frau denken. (Vgl. unser 18. Beispiel!) .... In der nächsten Sekunde erscheinen mir die chemischen Zeichen Fe und S, die sich trennen und meinen Augen das Geheimnis des Goldes zeigen.» Er hat den Eindruck, «etwas Wunderbares erlebt zu haben». Uns erinnern die zwei Beispiele lebhaft an Nr. 49 (Scheffel). Bei F S hätte ein anderer anderes gedacht; ich an einen Freund und eine Bekannte, deren beider Initialen das sind. Ich muss noch ein- für allemal erwähnen, dass Strindberg das «Inferno» zwei Jahre nach den Erlebnissen niederschrieb; das «Wunderbare» manches Zusammentreffens mag auf dem Wege der Erinnerungstäuschung unterstrichen worden sein.

60. Beispiel. (S. 88.) Er glaubt sich von Popoffsky verfolgt. «Auf einer Strasse finde ich ein Stück Papier, auf dem das Wort ‚Marder' steht. Auf einer andern Strasse ein ähnliches Stück Papier, das, von derselben Hand geschrieben, das Wort ‚Geier' trägt. Popoffsky gleicht vollkommen einem Marder und seine Frau einem Geier. Sollten sie nach Paris gekommen sein, um mich zu töten?»

61. Beispiel. Er glaubt, dass seine unbekannten Feinde ihn durch elektrische Wellen umbringen wollen. Wo immer er nun hinkommt, entdeckt er in den Räumen über oder neben den seinigen Apparate, die ihn an Influenzmaschinen, Induktionsspulen etc. denken lassen; ganz gleich, ob es nun Drahteinsätze für Betten, Gartengeräte, Spinnräder (S. 146) oder sonst harmlose Dinge sind.

«Immer wieder der teuflische Zufall!» klagt Strindberg, wenn sich die Gegenstände gegen ihn verschworen zu haben

scheinen. Von Visionen wurde er nicht heimgesucht; dafür traten ihm oft aus der leblosen Umgebung menschliche Formen entgegen.

62. B e i s p i e l. (S. 57 f.) «So fand ich mein Kopfkissen, das durch den Mittagschlaf aus der Form gekommen war, wie einen Marmorkopf im Stil des Michelangelo modelliert. Eines Abends, als ich nach Hause komme, entdecke ich im Halbschatten des Alkoven einen riesenhaften Zeus, der auf meinem Bett ruht .... Es ist entschieden kein Zufall, da an gewissen Tagen das Kopfkissen hässliche Ungeheuer, gotische Drachen zeigt; eines Nachts, als ich von einem Gelage heimkehre, begrüsst mich der wahrhafte Teufel im Stil des Mittelalters, mit dem Bockskopf.» Man merkt, wie sich verschiedene Gemütsstimmungen in dem ausdrücken, was Strindberg in die Gegenstände hineinsieht.

Ich erinnere an die Notenköpfe, die ich zum Eingang dieses Kapitels erwähnt und an die Gesichtspunkte, die ich dort bezeichnet habe. Wie sehr die hineingeschauten Gestalten von den wirklichen oft abweichen, kann jeder durch eigene Beobachtung nachprüfen, mögen die Grundlage der Illusion nun Wolken, Rauch, Vorhangfalten, Tapetenmuster oder Mauerverputz sein. Ich schiebe einen jüngst notierten Fall ein.

63. B e i s p i e l. Ich erblicke in einer Wolke ganz deutlich den Kopf Nietzsches, den ich in letzter Zeit viel gelesen. Ich bin kurzsichtig. Das Augenglas aufsetzend, merke ich, dass die Wolke zu dem Kopf nur ganz dürftigen Stoff liefert.

Dasselbe besagt im Grunde das folgende Erlebnis Strindbergs — nämlich, dass das Wesentliche im «Hineinsehen», nicht im Material liegt.

64. B e i s p i e l. Strindberg will in Schonen wiederholt

ganze Haufen von Steinen angetroffen haben, welche frappante Tiertypen und dergl. aufweisen. Er hält sie für mehr als ein «Spiel der Natur». Eines Tages führt er einen Naturforscher an die Fundstellen. Kein einziger Stein tut ihm den Gefallen, überzeugend zu sein. Tags darauf begibt er sich allein hin, und wieder lachen ihn die Steine als Tiere an. Für uns ergibt sich daraus, dass die eigene Phantasie das Gestaltende war (sie vermag vor dem kühlen Forscherauge nichts); für Strindberg, dass der Versuch, derlei Geheimnisse mitzuteilen, frevelhaft sei.

65. Beispiel. Wir wüssten nun genug, um eine längere Darstellung ohne Zwischenbemerkungen richtig wertend aufnehmen zu können. Ich fühle mich stark versucht, Strindbergs Schilderung seiner Wanderung in einem österreichischen Mühlbachtale (S. 138—140) hierherzusetzen. Allein es gäbe ein zu langes Zitat, und so fordere ich lieber den Leser dringend auf, sich dieses merkwürdige Gemälde an seiner Stelle zu betrachten; dieses Gemälde, das Zug für Zug die Hölle schildert. Wie jeder einzelne Gegenstand, jedes Häuschen, des Müllers Schuppen, die Mühle, die Schmiede, ein Bockshorn mit Wagenschmiere, ein Besen, sechs Ofentüren, ein schwarzes Huhn, ein altes Weib, der Giessbach, die Steine und Felsen — wie jegliches ein neues unvermutetes Höllenmerkmal hinzubringt und das Ganze sich «durch eine Verbindung von Zufällen» zu einer Höllenlandschaft von solcher Ueberzeugungskraft schliesst, dass wir Leser dem Dichter in seiner Ratlosigkeit fast Gefolgschaft leisten. Doch können wir uns daraus mit einem Schlage befreien, wenn wir uns etwa denken: wie hätte dieses nämliche Mühlental Goethe, wie hätte Schubert es empfunden!

66. Beispiel. Einen Fall, der nicht ihn selbst betrifft, schildert Strindberg (S. 270 ff.) als Augenzeuge.

Einer seiner jungen Freunde hat grauenhafte Visionen eines verwesenden Leichnams; er erzählt in fröhlicher Gesellschaft sein letztes Nachtgesicht. Man lächelt darüber, und der junge Mann stimmt selbst ein, ja, er beginnt sein Abenteuer mit zynischen Bemerkungen bis in die ekelhaften Einzelheiten zu zergliedern. «Könnt ihr euch denken, der Leichnam war ganz schwarz, und die weissen Maden wimmelten aus dem Rumpfe hervor.» In diesem Augenblicke erbleichte er, stand vom Tische auf und deutete schaudernd auf seinen Teller. Dort kroch, Strindberg bezeugt es — eine weisse Made einer Sardine entlang. — Man darf sicher sein, dass der Erzähler die Made schon vorher perzipiert hatte und dadurch zu seiner Erwähnung der Maden angeregt worden war. Man vergleiche hierzu Nr. 52, 54, auch 7.

Strindberg ist seinem Wahne nicht kritiklos ausgeliefert. Sein durchdringender Geist erkennt den verborgenen Mechanismus, wenn er ihn auch mit Swedenborg in mythische Hände legt: «Die Zuchtgeister nehmen die Einbildungskraft des Strafwürdigen in Besitz und wirken durch dieses Mittel zu seiner Besserung von seiner Schlechtigkeit, indem sie ihn alles in entstellter Form wahrnehmen lassen.» (S. 348.) Auch meint er von den wunderbar geschlossenen feindlichen Netzen, die ihn umstricken (S. 112): «Verfolgungswahn! Mag sein; aber der Künstler, der die Glieder dieser höllischen Syllogismen schmiedet, wo ist er?» Wir werden antworten dürfen: In dir selbst!

III. WERTUNG DES ZUFALLS.

Manche Umstände des Lebens bringen es mit sich, dass man besonders vertrauten Umgang mit dem Zufall sucht. Ich möchte als hervorragende Vertreter solchen Verhaltens gewisse Formen des Aberglaubens und das Hasardspiel nennen.

Der Aberglaube pflegt die Zufälle keineswegs als solche zu werten, sondern misst ihnen eine Lenkung bei; er bedient sich in hohem Mass jener Personifikation des Zufalls, die wir in unserem ersten Abschnitt erläutert haben. Die seitherigen Erfahrungen lassen uns verstehen, dass er in gewissem Sinne dabei Recht hat; denn genau so, wie es in unseren Beispielen zugegangen ist, wo Marionetten des Zufalls durch menschliche Hände bewegt wurden, verfährt auch der Aberglaube. Auch er frisiert das zufällige Geschehen, sei es dass er dabei mitwirkt, sei es dass er Ideen hineinsieht. Der Abergläubische hat dann nicht Unrecht, aus dem fertigen Ergebnis eine «Bedeutung» herauslesen zu wollen. Aber er täuscht sich über den Ursprung des bedeutsamen Momentes; er schreibt es einer Macht ausser ihm zu; weiss nicht, dass er es selbst in die Dinge hineinpraktiziert hat.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich unseren Gedanken nun für alle in Betracht kommenden Formen des Aberglaubens ausspinnen; ich muss mich auf einige Hinweise beschränken. Wir können gleich von bekannten Bei-

spielen ausgehen, nämlich von Nr. 1 und 3. Das Verlieren eines Liebespfandes (Ring, Rose) gilt als schlechte Vorbedeutung für die Zukunft des Paares. Nicht mit Unrecht! Aber nicht deshalb, weil eine höhere Macht uns damit ein Zeichen gibt, sondern weil die unbewussten oder noch nicht zum Bewusstsein zugelassenen Tendenzen, welche später die Zukunft entscheiden werden, sich auf diese Weise schon verraten. Dass sie wirklich «verräterisch» auftreten, zeigt besonders das 3. Beispiel.

In gleicher Weise lassen sich jene Fälle aufklären, wo dem Zerbrechen eines Gegenstandes eine Vorbedeutung zukommt. Dass dabei der Spiegel eine besondere Rolle spielt, rührt von der gedanklichen Verknüpfung von Spiegel, Spiegelbild und Seele her.

Eine weitverbreitete Praktik des Aberglaubens ist es, Geschehnisse, welche der bewussten Leitung entzogen und ganz dem Zufall anheimgegeben scheinen, in Zweifelsfällen entscheiden oder die Zukunft ankündigen zu lassen. Ich meine das Werfen von Losen, das Kartenschlagen und überhaupt alle mantischen (wahrsagerischen) Künste. Der Standpunkt der Mantik selbst ist der, dass die Lose, indem man sie dem Zufall überlässt, vom Schicksale oder von schicksalskundigen Mächten gelenkt werden; wir hingegen wissen, dass sie, dem bewussten Willen entzogen, von den unbewussten Regungen des Ich geführt werden, soweit eine solche Führung der Technik der Sache nach möglich ist. So besteht die Geomantie oder Punktierkunst darin, dass man auf ein Blatt Papier rasch, ohne darauf zu achten, mehrere Reihen von Punkten macht; diese Reihen werden nun zum Teil gerade, zum Teil ungerade Punktanzahlen haben, und darnach bildet man Figuren, deren Zusammenstellungen nach gewissen Regeln gedeutet werden. Nun ist klar, dass die

Grundlage des gesamten Vorgangs die erste Anordnung der Punkte ist; sie aber ist, der Aufmerksamkeit entzogen, der Willkür des Unterbewusstseins anheimgegeben. Und dass das Unterbewusstsein ein guter Rechner, ein glänzendes kombinatorisches Talent ist, haben unsere komplizierteren Beispiele angedeutet, und zeigen in verblüffender Ausgestaltung manche breiter analysierte Fälle in der Fachliteratur. Man muss demnach den Einfluss, den das Unbewusste auf die Anordnung der Lose nimmt, hoch einschätzen. Und was verrät es dabei? Seine geheimen Wünsche, Strebungen, Neigungen, Beobachtungen. Das geheime Ich fliesst in die Lose ein.

Dieser Vorgang gehört in die erste unserer beiden wohlbekannten Gruppen. Aber auch die zweite kommt in der Mantik zu ihrem Rechte, denn viele mantische Künste beruhen geradezu darauf, dass in das zufällig Vorhandene, in das an sich Bedeutungslose, das Bedeutungsvolle hineingeschaut wird. Als einen gemischten Fall darf man vielleicht das Kartenschlagen ansehen; ganz im Sinne der zweiten Gruppe arbeiten indessen jene mantischen Künste, deren Haupttätigkeit ein visionäres Schauen ist.

Als zufällige Grundlage (gewissermassen stoffliche Anregung) für das visionäre Schauen können die verschiedensten Dinge dienen, vorausgesetzt nur, dass sie keine bestimmten Gestalten bieten: also verschwommen spiegelnde Flächen, Wasserbecken, Kristallkugeln, Rauch usf. Der Zustand tieferer oder leichterer Versunkenheit, der einzutreten pflegt, und den die alten Zauberkundigen mit narkotischen Räucherungen, Gesängen und sonstigem Ritual verstärkten, begünstigt die Befreiung des Unbewussten. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, nachzuweisen, wie bei dem Kristallsehen und der ihm gleichwertigen Lekanomantie (Schauen in einem

Wasserbecken) der Visionär sein Unbewusstes in die Kugel schaut, während er Bilder in ihr wahrzunehmen vermeint. Ich stelle übrigens nicht in Abrede, dass sich bisweilen telepathische Einflüsse oder dergleichen in die Visionen mischen mögen.

Auch einer Förderung des Aberglaubens durch den Zufall ist zu gedenken: Personen, die sich in ihrem Leben, ihrer Beschäftigung dem Zufalle besonders aussetzen, sind desto mehr zum Aberglauben (wenn auch nur in bestimmten Gestalten) geneigt; daher zu allen Zeiten der Krieger-, Jäger-, Spieler-Aberglaube.

*

Das Glücksspiel ist ein Mittel, den Zufall für sich arbeiten zu lassen. Dass es nach dem Krieg am üppigsten in die Halme geschossen, deutet darauf hin, dass seine Anziehungskräfte solche sind, für welche unsere Zeit der grossen Erschütterungen ein Treibhaus gewesen. Die Extreme: toller Uebermut und Verzweiflung sind daran hervorragend beteiligt.

Die Antriebe können nach zwei Richtungen unterschieden werden. Erstens: es lockt die Möglichkeit des Gewinnes; sich zu retten oder reicher zu werden; sein Glück zu machen. Zweitens: nicht der Geldwert lockt; die Spielleidenschaft hängt nicht am Gewinne, sondern an den Aufregungen des Spieles selbst, auch wenn dieses nur um Kleinigkeiten geht. Vermutlich müssen wir stets Antriebe beiderlei Art annehmen; doch will mir scheinen, dass die erste Art in der jetzigen Sintflut der Spielwut die Oberhand hat. Ferner vermute ich, dass auch bei der zweiten Art die erste mitspielt, indem nämlich die aufgeregte Phantasie des Spielers die Lappalien, um die es geht, in Grosses umzufühlen scheint.

Nicht übel nennt O. Soyka die jetzige Hasardspiel-Hochflut eine Art «Ehrenrettung des Zufalls» und einen «Bankrott des rechnenden Ernstes von gestern». Die Menschen hatten gemeint, ihnen könne nichts passieren, «wenn sie nur brav waren .... Wie brav sie waren, sei nicht untersucht .... Der Zufall soll nun helfen, da die Rechnung getrogen hat. Der Zufall ist wieder als Grossmacht im menschlichen Dasein anerkannt, nachdem er lange nur als verdächtiger Vagabund in Schicksalsdingen angesehen wurde.»

Und feine Psychologie liegt in den Worten K. Hauers: «Der Glückspieler gibt seinen eigenen Willen auf, einen zähen Willen, der ihn sonst im Leben immer dem und jenem Ziele zudrängt, der ihn fortwährend spornt und stachelt, jeden Vorteil sofort energisch auszunützen; jenes Ungeheuer von Willen, von dem Schopenhauer spricht, dass es uns als Element des Lebens selbst in dem Lauf der falschen Welt niederhalte und peinige. Der Glückspieler ist nicht wunschlos wie der Weise, der den Willen wegwirft und an der Welt vorübergeht, der Glückspieler flieht nicht ins Nirvana, er ist im Gegenteil von heftigsten Wünschen erfüllt, aber er ist in gewissem Sinne willenlos, sein Wille ist künstlich ausgeschaltet und gelähmt. Sein Herz ist völlig im Banne der Welt und ihrer materiellen Interessen, aber er begibt sich unter die Fittiche einer fremden höhern Gewalt, die seinem Aktionswillen jeden Einfluss raubt, unter die Macht des Zufalls! Unabhängig von seinem Willen rollen die Würfel, hüpft die kleine elfenbeinerne Kugel, legen sich die Karten. Dieser Macht ist er preisgegeben, und seine Phantasie, von Furcht und Hoffnung erregt, sieht sie als doppelgesichtige Gottheit, bald mit gütigem Antlitz — er nennt sie dann das Glück — bald mit finsterer Miene, und er nennt sie dann das Unglück. Das handelnde Ich ist tot, nur das wünschende, hoffende, ban-

gende Ich ist lebendig. Darin liegt für den leidenschaftlichen Hasardeur der eigentliche Zauber .... Aus dieser psychischen Verfassung erklärt sich auch die Tatsache, dass fast alle leidenschaftlichen Glückspieler dem Aberglauben ergeben sind ....»

Nebst der übermütigen und verzweifelten Jagd nach dem Golde, nebst der Bequemlichkeit, den Zufall für sich arbeiten zu lassen, nebst der Sehnsucht nach rauschartigem Aufgehen in den Wogen des höheren Willens, einer Flucht aus den mühsam rechnenden Sorgen des Tages — mag man vielleicht noch einen Beweggrund zum hohen Spiel annehmen: dieses bringt auch darin eine wohltuende Berückung der schwachgehetzten Menschen hervor, dass es ihre wirklichen Lebenssorgen durch Kontrast verkleinert; neben den grossen Goldmengen die da rollen, erscheinen uns plötzlich die Dinge des täglichen Bedarfs gering, man wird die verbitternde Bedenklichkeit los und gerät in die Stimmung: wo unzählige Tausende hin und her wogen, kommt's auf die paar Kronen doch nicht an! Und genau stimmt dazu die Aufmachung der Spielsalons; nirgends sonst entschlössen sich zu solchem Aufwand Leute, die ihm nicht gewachsen sind ....

*

Nachdem wir nun einige eigentümliche Wertungen des Zufalls betrachtet haben die darauf beruhen, dass man sich ihm in der Praxis besonders aussetzt, wäre vielleicht die Würdigung seiner theoretischen Wertungen am Platze. Indessen liefe dies — von später zu erwähnender philosophischer Anschauung abgesehen — auf mathematische Erörterungen hinaus, die keinesfalls in unserem Gebiete liegen. Erst wo Psychisches einsetzt, fängt ja dieses an. Nicht einmal die Literatur zu nennen dürfte ein Anlass vorliegen, bis allenfalls auf Marbes Werk, worin man die Rolle des

Zufalls in einer gewissen Verlebendigung erblickt. Stärker fällt in unser Fach hingegen: Kammerer, «Das Gesetz der Serie». Dozent Dr. P. Kammerer, der als Biologe durch aufsehenerregende Züchtungsversuche und sonstige vortreffliche Arbeiten bekannt ist, schreitet da ziemlich kühn vor, indem er sich einem neuen Naturgesetz auf der Spur glaubt. Was man bisher nur schlagwortartig etwa «die Macht der Serie» nannte, jenen nicht näher untersuchten Trieb des Geschehens, Serien ähnlicher Fälle auftreten zu lassen; jenen Anschein von Regelmässigkeit, den Spruchweisheit vielfach festgehalten hat, wie: «Ein Unglück kommt selten allein» u. a., ihn greift Kammerer mit liebevollem Blick für seine Allgegenwart in der Natur auf und verlangt für ihn die Würde eines Gesetzes. Nicht alles was im Naturgeschehen sich wiederholt, lässt an ein besonderes «Gesetz der Serie» denken. Dieses müsste vielmehr dort in Betracht kommen, wo sich die Häufung der ähnlichen Fälle in der Zeit und im Raum nicht ohnehin durch ein gemeinsames Ursachenband erklärt. Die «Serialität» wäre vielmehr die Neigung des ähnlichen zum ähnlichen Geschehen an und für sich; sie herrschte da, wo wir von einer Häufung der «Zufälle» sprechen — eine Bedingung die sehr wichtig ist, von Kammerer aber nicht konsequent festgehalten wird. Unzählige Menschen haben derlei «Serien» im Leben erfahren, und auch Kammerer ist durch Kleinigkeiten im Alltag darauf gebracht worden.

Einige seiner Beispiele seien mitgeteilt und in Fortsetzung unserer Reihe numeriert:

67. Beispiel. «Mein Bruder Otto fragt bei Tisch, wo Celebes liege — rein gesprächsweise, denn er weiss es ohnehin recht gut. Meine Schwägerin Viola antwortet mit dem Vers:

Ein Elefant in Celebes,
Der sah von fern was Gelebes.

Otto blickt verständnisvoll auf; er hatte denselben Stumpfsinnvers am vorigen Tage irgendwo gelesen; er war ihm seither nicht aus dem Kopf gegangen, und dies hatte die Ursache zu seiner Frage gegeben.»

68. Beispiel. «Aus einem Zeitungsbericht: ‚Der Mordversuch in Heidenreichstein bestätigt das Seriengesetz der Kriminalistik; es ist seit einem halben Jahre der dritte Fall, dass ein halbwüchsiger Bursche, ein Lehrling, eine Frau vom Hause meuchlings und räuberisch überfällt.'»

69. Beispiel. «Fräulein B. W. erzählt von ihren Gastspielen, die sie im Juli 1912 und im Juni 1913 zu Freiburg im Breisgau absolvierte; beidemal summte eine dort lebende, mit ihr befreundete Dame, in ihrer Gesellschaft das Theater verlassend, das Hauptmotiv aus Schuberts H-moll-Sinfonie. Zwar gab es einen bestimmten Grund, warum dieses Motiv zur Lieblingsmelodie werden musste. Aber auch eine Lieblingsmelodie singt man nicht unausgesetzt und nicht notwendigerweise, wenn man nach beinahe Jahresverlauf mit derselben Person dieselbe Stelle betritt.»

70. Beispiel. «Zum Bezeichnen von Glasgefässen, in denen sich biologische Versuche befinden, bedient man sich häufig blauer Fettstifte. Fräulein Y., die in einem Institute, wo solches gleichfalls üblich war, Assistenzdienste leistete, träumt eines Nachts von ihrer Brosche mit blauem Stein: ihr Chef habe den Stein gespitzt und als Fettstift verwendet. Es wurde festgestellt, dass ihr Chef am darauffolgenden Morgen tatsächlich Aerger hatte, weil er keinen blauen Fettstift fand und deshalb in Verlegenheit kam.»

71. Beispiel. «Am 23. Dezember 1914 hatte mich vormittags das Motiv des Sirenenchores aus «Tannhäuser»

(«Naht euch dem Strande....») mit dem charakteristischen Nonenakkord auf der vorletzten Silbe als obsedierende Melodie verfolgt. Am Abend desselben Tages begann ich, die in meinen Taschennotizbüchern verstreuten Anmerkungen über Serien zu sammeln und zu sichten; diese Notizbücher sind nicht etwa nur einzelnen Dingen speziell gewidmet, sondern enthalten ein Kunterbunt von allem, was mir beim momentanen Einfall des Aufzeichnens wert erscheint. Gleich beim Aufschlagen des ältesten (1903), das noch gar keine Serien verzeichnet und sich daher beim Durchblättern für Zwecke des vorliegenden Buches sonst als unbrauchbar erwies, fand ich in der linken oberen Ecke der zufällig geöffneten Seite das Motiv, das ich damals aus einem mir heute nicht mehr erinnerlichen Grunde hingeschrieben hatte.»

72. Beispiel. «Frau E. ordnet Zyklamen in eine Vase, die ihr zugeschickt worden waren. Die Vase will aber nicht voll werden, es sind zu wenige Blumen; Frau E. denkt bei sich: Ich könnte noch welche brauchen! Da schellt es, und der Briefträger gibt ein Paketchen ab, enthaltend Zyklamen» (von anderer Seite als die ersten).

Nach unseren bisherigen Erfahrungen werden wir dem Autor, der aus diesen und vielen anderen Wahrnehmungen ein besonderes «Gesetz der Serie» herausliest, wohl keineswegs beipflichten. Bei genauem Hinsehen bemerkt man fast immer, dass solche Fälle in ihren Bestandteilen gemeinsam verursacht sind, und zwar zumeist seelisch in dem Wahrnehmenden. Nehmen wir obige Beispiele durch! Bei der grossen Verbreitung des Stumpfsinn - Verses von Celebes (67) ist die Antwort von Ottos Schwester auf dessen kaum sehr ernste Frage nicht verwunderlich. Die Häufungen ähnlicher Kriminalfälle (68) erklärt sich ganz leicht durch die Nachahmung der suggestiv wirkenden bösen Beispiele. Ueber

die Dame, die zweimal in der gleichen Situation dieselbe Melodie summt (69), werden wir uns auch nicht wundern, wenn wir daran denken, wie genau oft nach langer Zeit an der gleichen Stelle und gar in der gleichen Gesellschaft die nämlichen Gedanken und Einfälle wiederkehren, auf Grund der Assoziation unserer Vorstellungen. Die Geschichte von dem blauen Fettstift (70) dürfte nach dem Muster von Nr. 7 so zu erklären sein, dass Fräulein Y. schon tagsvorher achtlos das Fehlen des Fettstiftes bemerkt hat; diese Perzeption kam im Traum entstellt zum Bewusstsein, und so hat die Bestätigung des Traumbildes tags darauf nichts Erstaunliches mehr. Auch das 71. Beispiel verwandelt sich aus einem Beleg für ein rätselhaftes «seriales» Geschehen in einen Fall mit unterbewusster Bedingtheit: Die Absicht, die Anmerkungen aus den Notizbüchern zu ordnen, hebt aus dem Keller der halbvergessenen Erinnerungen eine empor, welche für den Beginn der alten Aufzeichnungen charakteristisch und gewiss nicht ohne Gefühlswert ist: die Reminiszenz jener Melodie «Naht euch dem Strande». Oder es kann auch umgekehrt sein: die anderweitig angeregte Melodie kann den Entschluss zur Ordnung der Bücher bewirkt oder eigentlich ihm gerade an jenem Abend zum Durchbruch verholfen haben. Das 72. Beispiel lässt keine ursächliche Verknüpfung ersehen. Angenommen das Beispiel sei — eine Grundbedingung! — mit wissenschaftlicher Genauigkeit aufgezeichnet und es habe also wirklich keine Verknüpfung: muss es denn eine haben? Muss man nicht auch dem leibhaftigen reinen Zufall seine Rechte lassen? Wäre es nicht geradezu wunderbar, wenn der Würfelbecher des zufälligen Geschehens nie zweimal sechs würfe?

Es sei noch betont dass bei den Kammererschen Beispielen beide Arten der Beeinflussung des Zufalls in Be-

tracht kommen; die auffällige Ordnung kann hineingewirkt oder hineingeschaut sein. Das zweite pflegt die Folge einer psychischen Bereitschaft zu sein (49. Beispiel, Scheffel), die aus objektiv belanglosem Material durch die Art der Zusammenfassung subjektiv interessante Reihen macht (Strindberg). Und man bedenke wohl: genau wie etwa die abergläubische kann auch die einseitig forschende Einstellung des seelischen Wahrnehmungs-Apparates zu Ueberschätzungen des Serienhaften führen, so dass in die Zufälle etwas hineingedeutet wird, was sie nicht enthalten.

73. Beispiel. Wir kennen den Fall, dass wir jemand, den wir bewusst oder unbewusst erwarten, schon vor seinem Eintreffen in einem andern, der ihm entfernt ähnelt, zu erblicken vermeinen. Kammerer glaubt daraus geradezu eine Methode der Vorausbestimmung ableiten zu können: «Gesetzt den Fall, ich erblicke (auf der Wiener Stadtbahn) in Unter-St.-Veit einen Herrn am Bahnsteig der Herrn K. ähnlich ist, so kann ich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit erwarten, dass in Hietzing Herr K. selbst einsteigen wird. Der Vorläufer muss nicht immer derselbe sein und kann auch in irgendeiner anderen Station vor Hietzing sichtbar werden; auch kann sich der Sachverhalt . . . . umkehren: beim Hinausfahren steigt in Hietzing zuerst Herr K. aus, und wir erblicken in einer späteren Station einen Doppelgänger.» — Daraus ergibt sich für uns noch keine Vorauserkennungstechnik; vielmehr sind diese Fälle nach unserem Beispiele Nr. 51 zu beurteilen.

74. Beispiel. Ein mathematischer Beweis, dass bei «Serien», wie sie uns da geboten werden, die seelische Einstellung das Massgebende ist, erhellt aus folgendem Beispiel: «Wer die Wiener Strassenbahnlinien kreuzt, muss wahrnehmen, dass öfter, als man vermuten sollte, zwei gleich be-

zeichnete Strassenbahnwagen in entgegengesetzter Richtung aneinander vorbeifahren. Die Erscheinung geht so weit, dass ich, einen von ‚unten' kommenden H-Wagen erblickend, mich umsehen kann in der sicheren Erwartung, es werde nunmehr von ‚oben' ebenfalls ein H-Wagen herankommen — und dies auf einer Strecke, die ausser H noch mindestens von einem halben Dutzend anderer Linien befahren wird.» Nähere Ueberlegung zeigt klar, dass der Serienfall nur einem kleinen Teile der Passanten begegnen, dass von einem wirklichen Ueberwiegen keine Rede sein kann, so leicht dieses auch zum subjektiven Erlebnis werden mag. Aus Anzahl und Abfahrtszeit der Strassenbahnwagen ergibt sich ja mathematisch genau die Zahl ihrer Begegnungen.

So sehen wir das «Gesetz der Serie» schon von seinen allerersten Anwendungen abgleiten. Es bedarf keiner «Serialität» als besonderen Naturprinzips. Sie ist eine wissenschaftliche Form jener Ueberwertung, deren primitivere Aeusserungen wir schon kennen; jener verlockenden Ueberwertung, die schliesslich uns allen im Blute liegt.

IV. SCHICKSAL.

Es gibt wohl für jeden Menschen Zeiten, die in ihm den Glauben keimen lassen, seine Erlebnisse würden von einer geheimnisvollen Macht gelenkt; hinter den äusseren Zusammenhängen der Ereignisse, die sich um ihn und mit ihm abspielen, stünden unsichtbare, viel bedeutendere Beziehungen, die, wenn man sie erschauen könnte, den eigentlichen Sinn der Geschehnisse offenbaren würden. Man sagt wohl in solchen Fällen, alles sei wie verhext; oder meint eine Fügung des Himmels zu erfahren, die vergeltende Hand der Gerechtigkeit, den Finger Gottes zu verspüren. Wichtige und unwichtige Begebenheiten nehmen ein Gesicht an, als bestünde unter ihnen allen eine geheime Verabredung, oder besser: als wären sie die Werkzeuge und Ausdrucksmittel einer Schicksalsmacht, die sich ihrer zu Absichten, die uns dunkel sind — guten oder schlimmen —, mit übernatürlich sicherer Hand zu bedienen wüsste. Man hat dann vielleicht auch das Gefühl, dass die Dinge und Wesen der Aussenwelt, sowie alle die Vorgänge, die sich an ihnen vollziehen, nur Symbole seien von etwas Unfassbarem; blosse Abbilder einer Wirklichkeit, die viel tiefer wäre als das was wir gewöhnlich so nennen. «Tiefer»? Oder soll ich sagen «höher»? Es ist gleichgültig, denn alle diese Raumbegriffe sind gleich nichtssagend vor dem Abgrund, vor den uns die Frage nach dem Unerforschlichen stellt.

Besonders in der Rückschau auf ein grösseres Stück unseres Erdenweges gewinnen Ereignisse, die anfangs wie blindes Ohngefähr aussahen, eine Bedeutung, welche sie genau in das Gewebe jener leitenden Ideen einfügt, die wir schliesslich als Schicksalsregenten tätig glauben. Schon in Kleinigkeiten äussert sich dies. Im Grossen genommen entsteht aber der Schein einer «Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen», den Schopenhauer in einem der schönsten Stücke seiner «Parerga und Paralipomena» behandelt hat. Viel öfter als in den von aussen bewirkten Wendungen im Ablauf der Erlebnisse wird dem guten Selbstbeobachter der einheitliche Zug in jenen Vorkommnissen auffallen, welche, obgleich der bewussten Absicht entzogen, von innen her bewirkt werden. Mit anderen Worten: vieles von dem, was man zunächst geneigt wäre als äussere Mächte (Hindernisse oder Fördernisse) aufzufassen, geht, so wie wir es ja im Kleinen zur Genüge kennen gelernt haben, in Wahrheit auf einen raffinierten Einfluss verborgener Tendenzen unserer Seele zurück. Dieser Teil unseres Schicksals — ich weiss nicht, ob er in der Regel der grössere oder der kleinere ist — könnte charakterisiert werden durch den Vers aus «Wallenstein»:

«In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne»,

sofern wir damit nicht sowohl den offenkundig bestimmenden Willen meinen als dass wir, ein wenig freier und doch erst recht wörtlich, das Sternhafte, das unbegreiflich Wirkende in uns damit verknüpfen. Man könnte es auch das «Dämonische» nennen, mit einiger Anlehnung an Goethe, der es zwar am Körperlichen wie am Unkörperlichen, insbesondere auch an Tieren sich manifestierend, am vorzüglichsten doch mit dem Menschen in wunderbarem Zusammenhang sieht. «Es bildet eine der moralischen Weltordnung wo

nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so dass man die eine für den Zettel, die andre für den Einschlag könnte gelten lassen. Für die Phänomene, welche hierdurch hervorgebracht werden, gibt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Rätsel zu lösen und die Sache schliesslich abzutun gesucht.» Und wenn Goethe zu Eckermann äussert: «Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. Es äussert sich in einer durchaus positiven Tatkraft», so haben wir schon den Gegensatz vorgebildet, an den wir nun modern-psychologisch weiterknüpfen wollen. Unser inneres Gestirn ist nicht das erwägende Oberbewusstsein, sondern das unberechenbare Unterbewusstsein, das uns selbst fremd gegenübertritt mit seinen Ueberraschungen, deren Quelle nur der Kundige überhaupt erkennt.

Anzeichen seiner Wirksamkeit sind eigentlich keine Seltenheiten. Nennen wir einige mit geläufigen Namen: da haben wir die Inspiration, von der wir viel mehr reden als begreifen; da haben wir die «Stimme des Gewissens» und andere innere Stimmen, minder moralische, die uns ganz teuflische Worte in die Ohren raunen mögen; wir haben die «grundlos» auftauchenden Zweifel und Ahnungen, und dabei mag uns auch das Dämonium des S o k r a t e s einfallen. Und wem all diese Manifestationen etwa zu spärliche Zeugnisse des inneren Gestirns wären, den könnten wir auf die gröbere Alltags-Erscheinung des Traumes hinweisen — gar nicht zu gedenken der unregelmässigen Streiche des Unbewussten, mit denen wir uns beschäftigt haben.

Wenn man gut darauf achtet, bemerkt man öfters sonderbare Beziehungen des Namens von Menschen zu ihren Beschäftigungen, Charakteren, Neigungen, so dass gewisser-

massen im Namen ein Schicksal steckt. Oft mag da reiner Zufall sein Spiel treiben, oft aber ist unbewusster Einfluss das Bewegende. Es macht dann den Eindruck, als wollten die Menschen eine Verpflichtung, die ihnen ihr Namen auferlegt, erfüllen. Es gibt sogar Leute, die an ihrem Namen erkranken. Erläuterung hierzu liefert das:

75. Beispiel. Dr. W. Stekel erzählt in seiner «Verpflichtung des Namens» von einem Herrn Gross, der an Grössenwahn, einem Herrn Kleiner, der an quälendem Gefühl von Kleinheit litt. Ein Herr Breier nahm fast nur Brei zu sich. Ein Herr Bauer träumte von aristokratischen Ahnen, ein Herr Fürst entpuppte sich als leidenschaftlicher Sozialdemokrat. Ein Herr Heim fühlte sich in der Ehe unglücklich. Einmal kam ein Patient, der über beständige Zweifel klagte. Er war Angestellter einer grossen Firma, hatte gewisse Rechnungen zu führen und war immerwährend von dem Wahn verfolgt, er habe sich geirrt. «Nie bin ich sicher», klagte er. Und hiess doch — Sicher. Ein Mann, der sich nur des Nachts ausgehend und in Wäldern wohl fühlte, gleichsam das Raubtier spielend, hiess Wolf. Auch Herr Katz hat dergleichen Instinkte und jammert dazu, er sei «für die Katz». Herr Reich leidet unter Geldideen, Reiner an Schmutzangst, Vollmann an Depressionen und der Angst, seinen Platz nicht voll auszufüllen, Blass an Kongestionen, die ihn krebsrot machen. Herr Frisch fühlt sich müde, Herr Herz klagt sich der Herzlosigkeit an.

Für die Erforschung des Unbewussten sind die ergiebigsten Objekte solche Personen, deren Ober- und Unterbewusstsein in besonderer Weise geschieden oder deren Bewusstseinsschichten zu einander gleichsam schief gestellt sind: grosse Gruppen nervöser, neurotischer Menschen und ver-

einzelte Personen mit Bewusstseinsspaltungen wie das Medium H. Smith in F l o u r n o y s «Seherin von Genf».

Auf F r e u d s Psychanalyse als das hervorragendste Mittel zur Erforschung des Unbewussten habe ich schon hingewiesen. F l o u r n o y hat in klassischer Form gezeigt, was sich aus den Trance-Zuständen eines «spiritistischen» Mediums für die Wissenschaft herauslesen lässt. Auch die Hypnose kann in das Walten des Unbewussten so manchen Einblick gewähren; in neuerer Zeit hat mit ihrer Hilfe K o h n s t a m m Personen zu einer lehrreichen Selbstschau gebracht; die in der «hypnotischen Selbstbesinnung» gemachten, oft überraschend gehaltvollen Niederschriften seiner Patienten und Patientinnen sagen vieles Bezeichnende über das Unterbewusstsein aus. Sie schildern es als etwas Starrsinniges; es lasse sich nicht von aussen beirren, sondern verfolge beharrlich die Richtung, die sein Grundmotiv ist; so verschiedenartig das Oberbewusstsein bei verschiedenen Menschen sei, so viele Züge seien ihrem Unterbewusstsein gemeinsam; dem Oberbewusstsein seien die Sondereigenschaften des Unterbewusstseins unbekannt. Es werden auch verschiedene Gattungen des Willens, es werden Schichten im Unterbewusstsein unterschieden, und besondere Bedeutung einem «tiefsten Unterbewusstsein» zugeschrieben, für welches das Ich nur gleichsam die Hülle sei; «dieses tiefste Unterbewusstsein lebt in mir als ein Fremdkörper, den ich nicht empfinde.» Das fremde Ich im Ich, das ist aber das Dämonische.

Je tiefer die Selbstschau zu gehen scheint, desto romantischer mutet sie an, und man wird an J u s t i n u s K e r n e r und seine Seherin von Prevorst gemahnt; den festen Boden verlöre man namentlich, wenn man sich mit K o h n s t a m m verleiten liesse, das «tiefste Unterbewusstsein»

Schopenhauers reinem Subjekt des Erkennens anzunähern, das nach Abstreifung des Willens übrig bleibe. Ich möchte mich fast lieber ganz der Bilderrede ergeben und das tiefste Unterbewusstsein unseren inneren Fixsternhimmel nennen, die vorhin erwähnten geheimen Willensschichten aber auffassen als die darunter liegenden Sphären, in denen unser bewegliches Gestirn kreist und aus unbegreiflich ferner Nähe die Erde unsres äussern Lebens in bedeutsamen Aspekten bestrahlt. Fühlen wir doch hier die Nähe von Grenzen, über die uns exakte Wissenschaft nicht führen kann!

Wollen wir versuchen, einen ratenden Blick auch da noch hinüber zu machen? Fassen wir die Frage ins Auge, die Schopenhauer in seiner schon genannten Abhandlung stellt — da sie doch auch manchem meiner Leser auf den Lippen schweben mag: Nun gut, zugegeben, die anscheinende Lenkung der Zufälle rühre, sofern ich daran beteiligt sein kann, tatsächlich von mir, von meiner Mitwirkung und Zusammenfassung her! Wie steht es aber mit den unzähligen rein von aussen kommenden, meiner Beeinflussung in jeder Beziehung entrückten Zufällen, die dennoch einem auffallenden Schicksalsplane gehorchen, einem Plane, der feiner und weiser ist, als der kurzsichtige Mensch ihn ersinnen kann?! Nicht jeder verfügt über Beobachtungen oder über die Anschauung, die ihm solches vor Augen führte und ihn darüber zu grübeln nötigte. Zur Rechtfertigung jener aber, die in der Lage sind und es sich nicht nehmen lassen, auch im reinen Zufall noch planmässig waltende Mächte zu vermuten, sei festgestellt, dass gerade Schopenhauer, unbeschadet aller Wissenschaft, eine Möglichkeit dafür offen lässt. Das, was wir als äussere Zufälle und Verkettungen anzusehen genötigt sind, vollzieht sich in der Welt der Erscheinungen,

in der unsere exakten Wissenschaften zuhause sind; aber dieser gesamten Welt der Erscheinungen mag wohl noch eine für unseren Verstand nicht erkennbare, tiefere Weltordnung zu Grunde liegen; so zwar, dass die Ereignisse einen doppelten Zusammenhang haben mögen: erstens den wissenschaftlich kontrollierbaren in der Verkettung von Ursache und Wirkung und zweitens einen unfassbaren, planvoll nach Lebenszielen gerichteten; und es könnte somit auch dort, wo der erste Zusammenhang der mir begegnenden Geschehnisse fehlte (diese mich demnach als äussere Zufälle träfen), doch jener zweite Zusammenhang bestehen — ein Gedanke, der übrigens nach Gesichtspunkten von Kant gefasst ist, von dem ja Schopenhauer, ob er ihn gleich nicht immer verstanden, doch viel gelernt hat.

«Alle Ereignisse im Leben eines Menschen», so drückt sich dieser Denker aus, «ständen demnach in zwei grundverschiedenen Arten des Zusammenhangs: erstlich im objektiven . . ., zweitens in einem subjektiven Zusammenhange . . ., in welchem die Aufeinanderfolge der Ereignisse etwa so geordnet wäre wie die Szenen eines Dramas durch den Plan des Dichters. «Dass nun jene beiden Arten des Zusammenhangs zugleich bestehen und die nämliche Begebenheit, als ein Glied zweier ganz verschiedener Ketten, doch beiden sich genau einfügt, infolge wovon jedesmal das Schicksal des Einen zum Schicksal des Andern passt und jeder der Held seines eigenen, zugleich aber auch der Figurant im fremden Drama ist. Dies ist freilich etwas, das alle unsere Fassungskraft übersteigt und nur vermöge der wundersamsten harmonia praestabilita (vorhergebildeten Uebereinstimmung) als möglich gedacht werden kann. Aber wäre es andererseits nicht engbrüstiger Kleinmut, es für unmöglich zu halten, dass die Lebensläufe aller Menschen in ihrem Ineinandergreifen

ebensoviel concentus (Zusammenstimmung) und Harmonie haben sollten, wie der Komponist den vielen, scheinbar durcheinander tobenden Stimmen seiner Symphonie zu geben weiss?»

«....Hat man einmal den Gesichtspunkt jenes transzendenten Fatalismus gefasst und betrachtet nun von ihm aus ein individuelles Leben, so hat man bisweilen das wunderlichste aller Schauspiele vor Augen an dem Kontraste zwischen der offenbaren, physischen Zufälligkeit einer Begebenheit und ihrer moralisch-metaphysischen Notwendigkeit, welch letztere jedoch nie demonstrabel ist.» Zur Veranschaulichung weist Schopenhauer auf Schillers «Gang nach dem Eisenhammer» hin. Und aus Erwägungen über die Zweckmässigkeit in der Natur wäre «die Möglichkeit abzusehn, dass selbst der individuelle Lebenslauf von den Begebenheiten, welche das oft so kapriziöse Spiel des blinden Zufalls sind, doch gleichsam planmässig, so geleitet werde, wie es dem wahren und letzten Besten der Person angemessen ist».

Freilich wären die Wurzeln beider Zusammenhänge wieder in irgendeinem Mittelpunkte vereinigt zu denken; und dieser Punkt erst recht wieder im Ich, in höherer Auffassung; in dem Urwillen jenes Einzigen Ich, das den ganzen Weltentraum träumt.... Wir können es uns «als möglich denken, dass, auf analoge Weise, wie jeder der heimliche Theaterdirektor seiner Träume ist, so auch jenes Schicksal, welches unsern wirklichen Lebenslauf beherrscht, irgendwie zuletzt von jenem Willen ausgehe, der unser eigener ist, welcher jedoch hier, wo er als Schicksal aufträte, von einer Region aus wirkte, die weit über unser vorstellendes, individuelles Bewusstsein hinausliegt, während hingegen dieses die Motive liefert, die unsern empirisch erkennbaren, indivi-

duellen Willen leiten, der daher oft auf das heftigste zu kämpfen hat mit jenem unserm, als Schicksal sich darstellenden Willen, unserm leitenden Genius, unserm ‚Geist, der ausserhalb uns wohnt und seinen Stuhl in die obern Sterne setzt' (Paracelsus drückt es so aus), als welcher das individuelle Bewusstsein weit übersieht und daher, unerbittlich gegen dasselbe, als äussern Zwang das veranstaltet und feststellt, was herauszufinden er demselben nicht überlassen durfte und doch nicht verfehlt wissen will.»

Wir dürfen aber, wenn wir uns ahnenden Betrachtungen wie diesen hingeben, nicht vergessen, dass wir damit die Sphäre des Erweislichen verlassen; und dass das einzige Motiv, das uns zu solchem Fluge berechtigen kann, ethische Ueberzeugung ist.

Nicht unbillig klingt in diesem metaphysischen Zusammenhange die Liebe Strindbergs zu Swedenborg; nachdem der Dichter des Sehers «Himmel und Hölle» gelesen, fühlt er sich gehoben; er glaubt den Sinn der Widerwärtigkeiten, die ihn verfolgen, zu verstehen: «Es gibt einen Zweck in diesen unerklärlichen Leiden: die Verbesserung und Entwicklung meines Ichs zu etwas Grösserem . . . .»

Das Schlusswort spreche uns aber Novalis: «Alle Zufälle unseres Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen; wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben.»

LITERATUR.

ADLER, Dr. Alfred, Drei Psychoanalysen von Zahleneinfällen und obsedierenden Zahlen. Psych.-Neur. Wochenschr., 1905, Nr. 28.

DESSOIR, Prof. Dr. Max, Vom Jenseits der Seele. 3. Aufl., Stuttgart, 1919.

FLOURNOY, Prof. Dr. Théodore, Die Seherin von Genf, deutsche Ausgabe, von G. Vorbrodt. Leipzig 1914.

FREUD, Prof. Dr. Sigmund, Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 6. Aufl. Wien 1919.

— — Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 2. Aufl. 1918. Leipzig und Wien. Hugo Heller.

IMAGO, Zeitschrift f. Anwendung d. Psychoanalyse auf d. Geisteswissenschaften. Hrsg. Prof. Dr. Freud. Wien 1912 ff.

JAHRBUCH der Psychoanalyse. Hrsg. Prof. Dr. Freud (u. ehemals Prof. Dr. E. Bleuler). Wien 1909 ff.

JONES, Prof. Dr. Ernest, The Psychopathology of Every day Life (s. Freud). Amer. Journ. of Psychol. Oct. 1911.

JUNG, Doz. Dr. C. G., Ueber die Psychologie der Dementia praecox. Halle 1907.

KAMMERER, Doz. Dr. Paul, Das Gesetz der Serie. Stuttgart 1919.

KAPLAN, Leo, Grundzüge der Psychoanalyse. Wien 1914.

KOHNSTAMM, Dr. Oskar, Das Unterbewusstsein u. die Methode der hypnot. Selbstbesinnung. Journ. f. Psychol. und Neurol. Bd. 23. Leipzig 1918.

MAEDER, Dr. Alphonse, Contributions à la Psychopathologie de la Vie quotidienne. Arch. de Psych. VI, 1906 (s. Freud).

MARBE, Prof. Dr. Karl, Die Gleichförmigkeit in der Welt. München 1916.

MARCINOWSKI, Dr. J., Drei Romane in Zahlen. Zentralbl. II, S. 619.

MERINGER, R., und MAYER, Prof. Dr. C., Versprechen und Verlesen. Stuttgart 1895.

NIETZSCHE, Werke.

PFISTER, Dr. Oskar, Die Entstehung der künstlerischen Inspiration. Imago, II, S. 481.

— — Ein neuer Zugang zum alten Evangelium. Gütersloh 1918.

— — Was leistet die Psychanalyse dem Erzieher?

— — Die psycholog. Enträtselung d. relig. Glossolalie und der automat. Kryptographie. Leipzig und Wien 1912. Deuticke.

PSYCHE and Eros, Zweimonatsschr. f. Seelenkunde, Hrsg. Dr. H. Silberer, Dr. W. Stekel, Dr. S. A. Tannenbaum. New-York und Wien.

RANK, Dr. Otto, Der Doppelgänger. Imago III, S. 97.

SCHOPENHAUER, Werke.

SILBERER, Dr. Herbert, Mantik und Psychanalyse. Zentralbl. II.

— — Lekanomantische Versuche. Zentralbl. III.

— — Zur Charakteristik des lekanomantischen Schauens. Zentralblatt III.

— — Der Traum; Einführung in die Traumpsychologie. Stuttgart 1919.

STAERCKE, Dr. Johan, De invloed van ons onbewuste in ons dagelijksche leven. Amsterdam 1916 (s. Freud).

STEKEL, Dr. Wilhelm, Die Verpflichtung des Namens Ztschr. f. Psychotherapie u. med. Psychol. III, Heft 2 (1911).

— — Was im Grund der Seele ruht. 2. Aufl. Wien 1920.

STRINDBERG, August, Inferno. — Legenden. Verdeutscht von E. Schering. 2. Aufl. München 1910.

VISCHER, Friedrich Theodor, Auch Einer.

ZEITSCHRIFT für ärztl. Psychoanalyse, Intern. Hrsg. Prof. Dr. Freud. Wien 1913 ff.

ZENTRALBLATT für Psychoanalyse. Hrsg. Prof. Dr. Freud, dann Dr. W. Stekel. Wiesbaden 1911—1914.